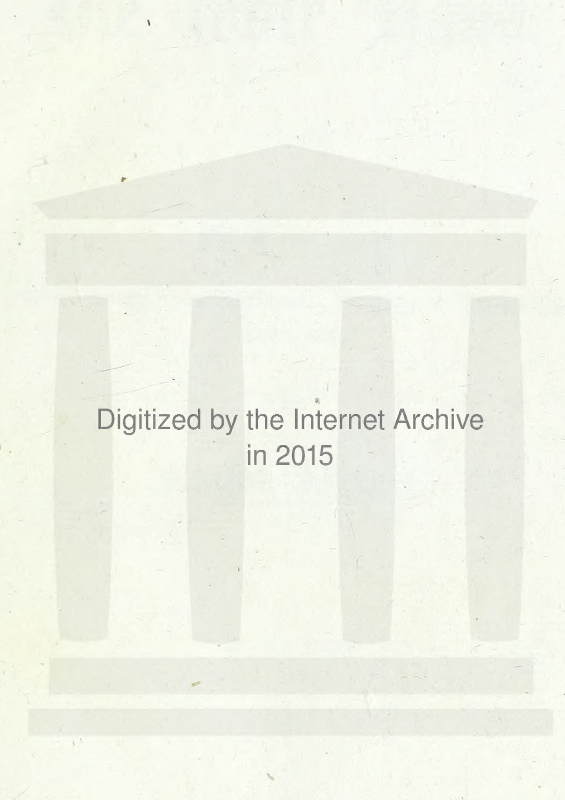






Die todte Hand.

Roman

mit Anlehnung an das nationale, kirchliche und sociale Leben Oesterreichs

von

Lucian Herbert.

Vierter Band.

Leipzig.

Friedr. Wilh. Grunow.

1866.

Inhalt.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Neuntes Buch.

Das Ende.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Drittes Kapitel.

An einem Sterbebett.

Birkenschlag erlebte das eigenthümliche Schauspiel, den Judendoctor Pinkas und die barmherzige Schwester Jaquetta in der Bekämpfung der fürchterlichen Seuche, welche Stadt und Umgegend verheerte, mit einander wetteifern zu sehen. Der Erstere arbeitete mit unermüdlicher Hingebung daran, die Erkrankten dem Tode zu entreißen, und als die Seuche in der Stadt abzunehmen anfing, um in den umliegenden Dörfern mit verdoppelter Intensität aufzutreten, schreckte ihn keine Entfernung ab, von Hütte zu Hütte seinen ärztlichen Rath zu tragen. Und mit ihm ging Jaquetta, um den Kranken die Arzneien zu reichen, die er verschrieben hatte, um den Genesenden die nothwendigste Pflege angedeihen zu lassen und

mit den Sterbenden zu beten. Sie war gerade zu rechter Zeit mit ihren Ordensschwestern nach Birkenschlag gekommen, um ihre Thätigkeit in der neuen Ordensniederlassung auf die segensvollste Weise beginnen zu können.

Aber der Judendoctor und die Nonne hatten noch einen Dritten im Bunde. Das war ein armer Caplan aus Birkenschlag, der seinem Berufe mit einer Freudigkeit oblag, welche die Bewunderung Jaquetta's erregte. Der Pfarrer war alt und kränklich, und der junge Mann hatte ihn nach den verschiedensten Richtungen zu vertreten. Seine Geschäfte wuchsen ihm während der Cholerazeit förmlich über den Kopf, da er kaum die physische Zeit hatte, den Sterbenden die letzte Wegzehrung zu reichen und die Todten zu Grab zu geleiten. Er mußte oft an einem Tage drei, vier Gänge über Land machen, und die Erkrankten waren in den seltensten Fällen in den Verhältnissen, dem Geistlichen ein Fuhrwerk schicken zu können. Und immer sah man ihn mit heiterem Gesichte die Pflichten seines schwierigen Amtes versehen, die steilen Pfade zu den mitunter ziemlich hoch in den nahen Bergen gelegenen Hütten mit einer

Unermüdlichkeit steigen, als ob er einem Feste entgegenginge, während droben in der That nichts zu holen war als die Möglichkeit, selbst von der ansteckenden Krankheit ergriffen zu werden. Jaquetta fühlte sich von dem einfachen, gediegenen und anspruchslosen Wesen des jungen Geistlichen angezogen, und wenn sie erwog, daß ihn die Kirche für seine aufopfernde Berufserfüllung genügend entlohnt zu haben glaubte, wenn sie ihm ein Jahresgehalt von zweihundert Gulden gab, so staunte sie über die ihm innewohnende sittliche Stärke, die ihn selbst über materielle Entbehrungen hinwegsehen ließ. Die zweihundert Gulden waren kaum hinreichend, ihn vor dem Hunger zu schützen, und der Eifer, mit dem er seinem Berufe oblag, ließ ihn während der Cholerazeit nur ausnahmsweise zum Schlafen kommen, da er die Nächte heranziehen mußte, um alles das bewältigen zu können, was er an mühevoller Arbeit auf sich geladen.

Eines Tages trafen der Judendoctor und Jaquetta an dem Bette eines Kranken, der sich bereits in der Besserung befand, zusammen, und der Doctor sagte zu der Nonne:

„Da drüben im grünen Baume liegt ein Mann, dem es sehr schlecht geht. Ich zweifle, daß er aufkommt!“

„Ein Fremder?“ fragte Jaquetta theilnahmsvoll.

Der Doctor nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Er hat Niemanden, der sich seiner annimmt und scheint in einer verzweiflungsvollen Stimmung zu sein. Er ist gestern in Birkenschlag angekommen, um daselbst zu übernachten. Er scheint nicht gewußt zu haben, daß die Cholera hier grassirt. Als man es ihm sagte, wollte er die Stadt augenblicklich verlassen und die Weiterreise nach Gellenschwangen antreten, das sein vorläufiges Reiseziel zu sein scheint. Aber es vergingen mehrere Stunden, ehe er eine Reisegelegenheit auftrieb, da die Eilpost in der Richtung nach Gellenschwangen bereits abgegangen war. Als er endlich das gemiethete Fuhrwerk besteigen wollte, stellten sich die Symptome der Cholera bei ihm ein; es konnte keine Rede mehr davon sein, daß er abreiste. Ich wurde bald gerufen, aber ich fürchte, hier nichts mit meiner Kunst ausrichten zu können. Der Anfall

ist zu heftig — ich weiß nicht, ob der Arme die Nacht überlebt!"

Jaquetta hatte sich bereits vorgenommen, dem hilflosen Fremden, der in Birkenschlag keine Seele hatte, die sich seiner liebreich angenommen hätte, ihre Pflege angedeihen zu lassen.

Sie begab sich in den Gasthof zum grünen Baum und trat in die Stube, in welcher der Kranke lag.

Dieser bäumte sich in seinem Bette auf, als er jemanden kommen hörte.

Er zeigte der Eintretenden ein eingefallenes, tiefdurchfurchtes Greisenantlitz, das in einen zerzausten Spitzbart endete, welcher dem ganzen Gesichte ein um so unheimlicheres Gepräge verlieh, als der alte Mann das linke Auge mit einer schwarzen Binde bedeckt hatte.

Jaquetta erschrak, als sie des Kranken ansichtig wurde, denn es kam ihr vor, als ob er ihrem Vater ähnlich sähe.

Der Kranke heftete das Auge, über das er gebieten konnte, starr auf Jaquetta und stöhnte:

„Wer ist da — endlich — welche Grausamkeit, mich allein zu lassen — ich will nicht sterben

— ich darf nicht sterben — wo ist der Arzt — er muß mich retten!“

Jaquetta näherte sich dem Kranken, legte eine Hand auf seine kalte Stirn, wischte ihm den Schweiß von derselben und legte die andere Hand unter seinen Körper, so daß er halb aufgerichtet im Bette saß.

„Wo ist der Arzt?“ wiederholte der Kranke in heftiger Erregung. „Warum kümmert er sich nicht um mich? Ich vergehe in Schmerz!“

„Ich komme von dem Arzte und werde Ihre Leiden nach Kräften zu lindern suchen!“ sagte Jaquetta sanft.

„Sie haben mit dem Arzte gesprochen?“ schrie der Kranke, den Kopf vorstreckend. „Was hat er gesagt? Werde ich davonkommen? Werde ich diesen Ort lebend verlassen?“

Der Kranke bohrte sein Auge in Jaquetta's Stirn. Angst und Spannung malten sich in seinen kämpfenden Zügen; er athmete kaum und schien mit einem langen, durchdringenden Blicke das Innere Jaquetta's erforschen zu wollen.

Jaquetta ging mit sich zu Rathe, ob sie dem Kranken die volle Wahrheit geben oder zu

einer tröstenden Lüge ihre Zuflucht nehmen sollte.

Als der Kranke ihr Zögern gewahrte, fuhr er nach ihrer Hand aus, umfaßte diese mit krampfhaftem Drucke und sagte in einer Erregung, die er vergeblich zu dämpfen suchte:

„Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit — mühen Sie sich nicht ab, mich durch ein falsches Wort hinter's Licht führen zu wollen — was hat der Arzt gesagt?"

Jaquetta hatte ihren Entschluß gefaßt.

„Sie sind hier fremd," sagte sie ernst, „Sie haben daheim vielleicht eine Familie zurückgelassen — Sie haben möglicher Weise wichtige Angelegenheiten zu ordnen —"

„Ich verstehe Sie!" kreischte der Kranke auf, indem er die Hand, die er bis dahin gehalten, fahren ließ. „Sie wollen mir andeuten, daß ich meine Angelegenheiten ordnen und auf Alles gefaßt sein soll — nicht wahr?"

Jaquetta nickte leise mit dem Kopfe.

„Es ist also aus!" stöhnte der Kranke, in die Kissen zurücksinkend. „Ich muß dahin, ohne meinen Vorsatz ausgeführt, ohne den Elenden ausgeforscht

zu haben — es war mir nicht einmal vergönnt, den Ort zu erreichen, wo er sich aufgehalten und den er plötzlich verlassen hat, als ihm die Vermuthung nahe trat, daß er dort nicht mehr sicher sei. Von diesem Orte aus, wo er so lange gelebt, glaubte ich ihn am leichtesten fassen zu können — ich dachte ihn am sichersten zu erreichen, wenn ich ihm von dort aus nachginge, wo man seine Spur verloren — von Gellenschwangen aus wollte ich seine Fährte verfolgen wie der Hund die des Wildes —"

„Denken Sie nicht an Ihre Feinde — denken Sie an sich selbst!" fiel Jaquetta dem Kranken in die Rede. „Denken Sie an Ihre Familie daheim —"

„Ich habe keine!" schrie der Kranke wild. „Ich habe mich um Niemanden zu kümmern als um ihn, der mich zum Bettler gemacht, der mich um die Früchte einer großen That gebracht hat!"

Als Jaquetta den Kranken in unheimlicher Aufregung die Faust ballen sah, fragte sie sanft:

„War die That, von der Sie sprechen, eine gute?"

„Wen kümmert das?" gegenfragte der Kranke trotzig.

„Wenn sie eine gute That war,“ sagte Jaquetta sanft, „dann überlassen Sie es getrost Gott, daß er sie weiter spinnt — ihre Früchte werden sich dann früher oder später doch entfalten, und der, welcher Sie um diese Früchte zu bringen glaubte, wird mit seinem Beginnen zu Schanden werden!“

„Sie sprechen, wie Sie bei dem Kleide, das Sie tragen, sprechen müssen!“ warf der Kranke geringschätzig hin.

„Lassen Sie mein Kleid unangefochten!“ entgegnete Jaquetta in ernstem, verweisendem Tone. „Wenn es nicht Geschöpfe gäbe, welche das Gewand trügen, von dem Sie so wegwerfend sprechen, würden Sie Niemanden haben, der Sie in Ihren letzten Stunden tröstete und Ihnen, wenn Sie die Seele ausgehaucht, die Augen zudrücken würde!“

Diese Worte schienen auf den Kranken einen gewissen Eindruck zu machen und er sagte sanfter:

„Verzeihen Sie mir — ich wollte Sie nicht kränken!“

„Mich zu kränken läge nicht in Ihrer Macht. Einem Menschen in Ihrer Lage hält man Vieles

zu gut. Bemeistern Sie die Verzweiflung, von der Sie sich bei dem Gedanken erfaßt fühlen, daß Sie Ihre Pläne nicht ausführen können. Machen Sie Ihren Frieden mit Ihren Nebenmenschen und wenn Sie an jemanden in der Fremde etwas zu bestellen haben, so theilen Sie es mir mit — ich will Ihre Botschaft getreu ausrichten."

„Ich danke Ihnen — ich habe in der That einem Menschen, der fern von hier weilt, etwas sagen zu lassen — wollen Sie wirklich die Dolmetscherin meiner letzten Worte werden?"

„Ich verspreche es Ihnen. Wer ist der, dem Ihre letzten Worte gelten?"

„Mein Bruder!"

„Ihr Bruder — und Sie sagten vorhin, Sie hätten keine Familie?"

„Ich habe Niemanden, den ich liebe, Niemanden, an dem mein Herz hinge, Niemanden, der in Liebe an mich dächte!"

„Auch Ihr Bruder ist Ihnen nicht gut?"

„Er verabscheut mich — er hat die fixe Idee, daß ich Unglück über die Familie gebracht habe — durch eine That, mit der die Familie nichts zu thun hat und die mich allein angeht!"

„Sie rühmen sich zum zweiten Male dieser geheimnißvollen That!“ bemerkte Jaquetta mild. „Ich komme auf meine frühere Frage zurück: war es eine gute That?“

Der Kranke antwortete nicht, sondern bewegte sich unruhig in seinem Bette.

Furchtbare Schmerzen schienen ihn zu befallen und Jaquetta stützte ihn mit ihrer pflegenden Hand.

Nachdem er wieder zu sich gekommen war, flüsterte er:

„Lassen Sie doch noch einmal den Arzt kommen, vielleicht hat er sich geirrt — vielleicht hilft er mir doch“ —

„Erleichtern Sie erst Ihr Herz!“ mahnte Jaquetta sanft. „Vertrauen Sie mir an, was Sie Ihren Angehörigen mitzutheilen haben — machen Sie Frieden mit sich selbst, mit den Menschen, mit Gott — Sie werden dadurch in eine Stimmung kommen, welche der Kunst des Arztes eher Vorschub leisten wird als die leidenschaftliche Erregtheit, in der Sie sich gegenwärtig befinden. Sie sprachen von einem Bruder — wo lebt er?“

„In Belgien!“

Jaquetta sah den Kranken überrascht an. Wieder kam ihr seine Aehnlichkeit mit ihrem Vater in den Sinn.

„In welcher Stadt?“ forschte Jaquetta weiter.

„In Ostende!“

Jaquetta klopfte das Herz. Sie wußte, daß Ihr Vater einen Bruder gehabt, der in jungen Jahren die Heimath verlassen hatte. Sie wußte, daß über seinem Verschwinden ein Geheimniß obgewaltet, welches seine Schatten weithin über Jahre warf und vielleicht an der menschenfeindlichen Stimmung ihres Vaters mit Schuld trug. Worin dieses Geheimniß bestand, das freilich hatte sie nie zu ergründen vermocht, da in der Familie nie die Rede davon war und eine unerklärliche Scheu sie stets abgehalten hatte, darnach zu fragen.

Jetzt, wo es möglich war, daß sich ihr das Geheimniß urplötzlich lösen sollte, klopfte ihr Herz und sie fragte beinahe unter Zittern:

„Wie heißt Ihr Bruder?“

„Bultink — Zacharias Bultink!“

Jaquetta entfärbte sich und starrte den Kranken athemlos an.

Dieser bemerkte die Aufregung, in welche seine Worte seine Pflegerin versetzt und fragte:

„Warum überrascht Sie der Name, den ich soeben ausgesprochen habe?“

„Weil er der Name meines Vaters ist!“ erwiederte Jaquetta tonlos.

Der Kranke richtete sich mit äußerster Anstrengung im Bette auf und starrte Jaquetta verwundert an:

„Sie sind die Tochter des Austernparkwächters Bultink in Ostende? Nicht möglich! Sie wären meine Nichte? Wie kommen Sie hieher und zu dem Kleide, das Sie tragen?“

„Das ist mein Geheimniß!“ entgegnete Jaquetta rasch. „Was kann es Ihnen frommen, ob Sie an der Schwelle des Grabes in das traurige Geheimniß meines Lebens eindringen? Benutzen Sie doch lieber die kurze Zeit, die Ihnen hienieden noch vergönnt ist, das schwere Geheimniß, welches Sie belastet, von sich zu wälzen!“

„Was wissen Sie um mein Geheimniß?“ wehrte sich der Kranke gegen die eindringliche Mahnung.

„Ich weiß nicht darum — ich ahne aber, daß

es etwas Entsetzliches war, was Sie vor Jahrzehenden aus der Heimath trieb, was sie ruhelos durch die Welt jagte — denn wie ein Ruheloser sehen Sie aus!"

Der Kranke wand sich unruhig im Bette — es war ungewiß, ob ihn physische Schmerzen oder peinliche Erinnerungen folterten.

„Es muß," fuhr Jaquetta noch lebhafter fort, „etwas Unheimliches sein, was Sie in Ihrem Alter, gegen das Ende Ihres Lebens dahertreibt in's wildfremde Land, einem Feinde nach, den Sie noch sich krümmend unter den Krämpfen einer tödtlichen Krankheit verwünschen!"

„Ja — ja — ich verwünsche ihn!" murmelte der Kranke. „Die Pest über ihn".

„Gott hört die Lästerungen derer nicht, über die er selbst die Pest gesandt hat, damit sie sie zur Buße bringe!" fiel Jaquetta dem Wüthenden in die Rede.

„Mußte ich auf Dich stoßen, damit Du mich höhnst?" schrie der Kranke.

„Nein," entgegnete Jaquetta sanft. „Eine wunderbare Fügung ließ den Oheim die Nichte in dem Augenblick finden, wo dieser auf wild-

fremder Erde stehend Jemanden brauchte, der ihn tröstete, der mit ihm betete, der ihm die Augen zudrückte, wenn Gott in seiner Weisheit das Aeußerste eintreten ließe!"

„Sprich mir nicht vom Beten!" murmelte der Kranke. „Wer die Kirche bestohlen hat, kann nicht beten!"

„Du hast die Kirche bestohlen?" stammelte Jaquetta entsetzt.

„Du weißt es wirklich nicht?" rief der Sterbende. „Sie haben Dir nie gesagt, daß Dein Oheim dem Kloster, in das ihn die Familie gesteckt, eine enorme Summe entwendet hat? Daß er mit dieser Summe verschwand, um nie wieder zum Vorschein zu kommen?"

„Entsetzlich!" rief Jaquetta schreckensstarr. „Ist das die große That, mit der Du Dich brüstetest?"

„Nenne die That in Deiner Beschränktheit, wie Du willst, ich bereue sie nicht!" rief der Kranke. „Sie haben immer noch zu viel — die todte Hand ist werth, daß man sie amputire — an mir haben sie ihren Mann gefunden! Ich habe mich dafür gerächt, daß mich meine Familie zwang, in eine Kutte zu kriechen!"

„Ist es das, was ich Deinem Bruder, meinem Vater, als das letzte Wort eines Sterbenden hinterbringen soll?“ fragte Jaquetta bewegt.

Der Kranke schwieg, als hätte ihn der einfache Einwurf wunderbar getroffen.

„Ist die Stunde darnach angethan, in Lästerungen vergeudet zu werden?“ fuhr Jaquetta eindringlich fort, indem sie die Hand ihres Oheims ergriff. „Wie Du an Deiner Familie gehandelt hast, hattest Du keinen Anspruch darauf, daß Gott Dich in Deinem Todeskampfe dadurch begnaden werde, daß er Dir durch ein Mitglied der durch Dich gemißhandelten Familie die letzten Grüße der Heimath würde zugehen lassen. Sieh, ich weiß nicht, wie mein Vater von Dir denkt — aber so sehr er Deine That verabscheuen, so sehr er Dich als den Urheber einer unerhörten Familienschmach hassen mag — ich bin überzeugt, daß er Worte der Verzeihung für Dich hätte, wenn er Dich hier so liegen sähe, wie Du, ereilt vom Gerichte Gottes, daliegst! Laß mich Dir in meines Vaters, in Deines Bruders Namen verzeihen — aber zahle auch den Preis für die Aussöhnung im Sterben, die ich Dir biete — erkenne

Dein Unrecht, verzeihe denen, die Du hassest und verfolgst!"

„Es war kein Unrecht, die todte Hand zu berauben!" wehrte sich der Andere. „Was todt daliegt, kann jeder nehmen, der den Muth dazu hat — ich habe ihn gehabt! Ich habe das todte Vermögen fruchtbringend machen wollen auf meine Art, besser ich besaß das Geld als die Kirche, die nichts damit anzufangen weiß! Ich hätte es genossen —"

„Hast Du es genossen?" fiel ihm Jaquetta in die Rede.

„Nein — das ist's ja eben, was mich hierher trieb — dem Elenden nach, der mir das Geld gestohlen hat!" rief der Andere finster.

„Dein Raub wurde Dir wieder von einem Anderen entrissen, und Du bist blind genug, Gottes Gericht nicht anerkennen zu wollen?" rief Jaquetta feierlich. „Du verfolgst mit blutigem, bis an's Grab reichendem Hasse den, der Dich bestahl, und rühmst Dich Deines Diebstahls?"

„Ich habe keinen Menschen bestohlen," wandte der Kranke ein, „ich habe eine Genossenschaft bestohlen, die den Reichthum nicht braucht — ich

habe gethan, was vor mir Fürsten thaten, welche die todte Hand ärmer machten, weil sie überzeugt waren, daß sie zuviel hatte!"

„Du willst Dein Verbrechen mit der staatsmännischen That derer vergleichen, welche einen Ausgleich zwischen denen, die nichts oder wenig hatten, und der Kirche, die nach ihrer Anschauung zuviel hatte, anstrebten? Du willst an große Thaten der Gesetzgebung den Maßstab anlegen, mit dem Du Deine infamirende That in Gedanken missest? Und wenn Dein letzter Gedanke bei der unglückseligen That, die Du in Deiner Verblendung unternahmst, so edel gewesen wäre, als er selbstsüchtig und verrucht war: die schmachvolle That hätte den edlen Gedanken doch befleckt! Du magst über die todte Hand denken wie Du willst — hast Du, der Einzelne, ein Recht, sie zu berauben? Nein — Deine Hand war verflucht, als sie an die todte Hand rührte! Du aber erkenne das und gehe in Dich!"

Der Kranke hatte diesmal kein Wort des Widerspruches — Jaquettas Worte schienen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

Als der Judendoctor noch einmal kam, nach

dem kranken Fremden zu sehen, fand er einen Sterbenden, zu dessen Häupten Jaquetta betete während ihm der Caplan, den Jaquetta herbeigerufen hatte, damit er mit seinem Ohre das Wort der Reue von ihres Oheims Lippe auffinge, die letzten Tröstungen der Religion ertheilte.

Viertes Kapitel.

Das Ende einer langen Freundschaft.

Der Caplan sollte den „grünen Baum" nicht so schnell verlassen, als er anfänglich wohl gedacht.

Während er die Stiege vom ersten Stock herabstieg, näherte sich ihm der Wirth mit der Mittheilung, daß sich der Zustand der Köchin so verschlimmert habe, daß nach dem Ausspruche des Judendoctors das Aeußerste zu befürchten stehe.

Es hatte ein eigenes Bewandtniß mit der Köchin, zu deren Krankenlager der vom Sterbebette des Croupiers Bultink sich entfernende Caplan unvermuthet berufen wurde. Die Person war noch nicht lange in Birkenschlag, wo sie überhaupt ganz fremd schien. Sie war nicht einmal der deutschen Sprache mächtig, welche in dieser Gegend fast ausschließlich gesprochen wurde. Sie hatte

sich unmittelbar nach ihrer Ankunft in Birkenschlag in den Gasthäusern des Ortes um einen Posten beworben, und der Zufall war ihr insofern günstig gewesen, als im „grünen Baum“ die Stelle einer Köchin eben vakant war. Der Wirth nahm sie in sein Hauswesen auf, und sie zeigte sich so anstellig, verläßlich und brauchbar, daß man sich schließlich über ihre Acquisition im Hause freute und ein Auge zudrückte, als bald nach ihrem Eintreten zeitweise ein Mönch im Hause sichtbar wurde, der die Köchin zu besuchen kam und von derselben für einen Vetter ausgegeben wurde. Man erfuhr, daß der Mönch Pater Florian heiße und erst seit wenigen Wochen dem Klosterverbande von Teufenbach angehöre, nach welcher von Birkenschlag zwei kleine Stunden entfernten Station er von Freisassenberg aus versetzt worden. Man sprach von Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Klostervorstande von Freisassenberg, welche diese Versetzung veranlaßt haben sollten, und munkelte davon, daß die neue Köchin im „grünen Baum“ diesen Mißhelligkeiten nicht ganz fremd sei. Man sah die Besuche des Paters zwar mit beobachtendem Mißtrauen, hin-

derte sie jedoch nicht, weil der Verkehr der übrigens nicht mehr ganz jungen Frau mit ihrem angeblichen Vetter ein ehrbarer schien und kein weiteres Aergerniß gab als das, welches die Kleinstädter daran nahmen, daß er überhaupt bestand.

Der Caplan zögerte keinen Augenblick, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten, und er kam gerade recht, um der in den letzten Zügen liegenden Frau die letzten Tröstungen der Religion zu spenden.

Es hatte gedämmert, als der Caplan bei der Sterbenden eingetreten war, und es war nun bereits vollständig Nacht geworden, als er in ernster Stimmung das Hôtel verließ.

Vor dem Thor desselben stand ein ältlicher Mann in dunklem Mönchsgewande, dessen spärliches, graues Haar wirr unter der Sammtkappe, welche blos die Mitte des Kopfes bedeckte, hervorlugte. Der Mann schien verstört und auf das äußerste erregt. Als er Jemanden aus dem Thorwege des Gasthofes treten sah, machte er eine hastige Bewegung, blieb dann wieder scheu stehen, als wagte er sich nicht zu nähern und starrte dann dem sich langsam Entfernenden lange nach.

Endlich schien er sich ein Herz zu fassen, stürzte dem Caplan nach, erfaßte ihn mit zitternder Hand beim Arme und machte einen Versuch, einige Worte zu stammeln, die der Andere nicht verstand, so leise und abgebrochen klangen sie.

Der Caplan blieb stehen und sah dem Manne, der ihn am Weitergehen hinderte, ernst in's Gesicht.

Der Mönch schlug zuerst das Auge nieder vor dem offenen, ruhigen und prüfenden Blicke, den der Andere mit Unbefangenheit auf ihn richtete, zog dann seine Hand zurück und drückte sich an die Mauer des nächsten Hauses, da es ihm Mühe zu machen schien, sich auf den Beinen zu erhalten.

Als der Caplan den bejammernswerthen Zustand, in welchem sich der Mönch befand, gewahrte und ihn vom Fieberfrost geschüttelt sah, nahm er ihn mitleidig unter den Arm und sagte in gütigem Tone zu ihm:

„Sie sind krank! Lassen Sie mich Sie zuerst in meine Wohnung bringen — wenn Sie sich ein wenig erholt haben werden, will ich Sie nach Teufenbach begleiten!"

„Ich danke Ihnen — mir fehlt nichts!" stam-

melte der Andere, indem sein Zähneklappern die Versicherung des Wohlseins Lügen strafte.

Wieder machte der Mönch einen Versuch, sich des Armes des Anderen zu bemächtigen und diesem in's Gesicht zu sehen. Es war ein Blick voll unbeschreiblicher Angst, mit dem er einen Augenblick lang den Caplan festhielt, während er sich zu den Worten ermannte:

„Lebt sie noch?"

Der Caplan fühlte sich von innigem Mitleid ergriffen. Er bot dem Mönche von Neuem seinen Arm und sagte mit sanftem Tone zu dem Zögernden:

„Kommen Sie mit mir — ich gehe ein Stück Weges mit Ihnen — im Gehen plaudert es sich besser!"

Der Mönch hielt den Caplan, der ausschreiten wollte, zurück, umklammerte mit der Hand seinen Arm und kreischte, das weit herausgewälzte Auge auf sein Antlitz richtend:

„Sie geben mir eine ausweichende Antwort — sie ist also todt?"

Der Caplan antwortete mit einem leisen Kopfnicken.

Der Mönch hatte die stumme Antwort kaum mit seinen Augen aufgefangen, als er sich von dem Caplan losriß, gegen die Mauer zurücktaumelte und sein Antlitz mit beiden Händen bedeckend stöhnte:

„Also todt!“

„Fassen Sie sich!“ sprach der Caplan, für den die Beziehungen, welche zwischen dem Mönche und der Dahingeschiedenen obgewaltet hatten, lange schon kein Geheimniß mehr waren, wenn er auch stets nur den stummen Beobachter gespielt. Er würdigte den Schmerz des Mönches und fühlte das Bedürfniß, ihm wohlwollend zur Seite zu stehen.

„Todt — todt — todt!“ wiederholte der Mönch in einem wahren Jammertone, während die Thränen zwischen den Fingern hervorsickerten, mit denen er seine Augen noch immer bedeckt hielt. „Todt, — was werde ich armer, alter, haltloser Mann nun allein in der Welt anfangen?“

„Sie werden zunächst mannhaft mit Ihrem Schmerze kämpfen und wenn Sie sich ihm entrungen, dann werden Sie versuchen, der Welt

nützlich zu werden!“ beantwortete der Caplan ernst die verzweiflungsvolle Frage des Mönches.

„Nein — nein — ich kann so nicht fortleben — es ist am besten, ich schneide mir mit dem ersten besten Rasirmesser den Hals ab!“

„Pfui über eine solche Verzagtheit!“

„Sie wissen nicht, was ich an ihr verlor!“ wehklagte der Mönch mit gebrochener Stimme. „Sie wissen nicht, wie öde es in den Klostermauern ist, wenn Einem der Sinn nach der Welt steht! Wenn ich es bisher in dieser Oede ausgehalten habe, so war das nur das Verdienst der Verstorbenen. So lange ich sie hatte, ließ ich mir jeden Zwang gefallen. Man wollte mich von ihr gewaltsam trennen, hat aber nichts erzielt, als daß ich mich noch fester an sie schloß, als an den einzigen Halt meines verfehlten Lebens!“

„Nun hat sich ein Höherer in's Mittel gelegt und Sie von Ihrer Freundin getrennt — wollen Sie mit diesem Höheren rechten?“ fragte der Caplan ernst, bemächtigte sich von Neuem des Armes des Gedrückten und zog ihn langsam mit sich fort, indem er fortfuhr: „Ich kenne den

Kummer, der Sie drückt, ich kenne Ihr verfehltes Leben — verfehlt, weil Sie Ihr Herz an weltliche Dinge hingen, nachdem Sie diese Dinge durch Ihr Gelübde feierlich abgeschworen!"

„Was ist ein Gelübde!" fiel der Andere geringschätzig ein. „Ein leeres Wort, nach welchem das Herz nicht frägt. Hat man mir dieses Herz aus dem Leibe gerissen, als man mich das Gelübde ablegen ließ? Nein — das Herz blieb mir — es war da — es meldete sich mit seinem heißen Pulsschlage und weil ich ihm Gehör gab, war ich ein Verbrecher, wurde als solcher behandelt, wie eine willenlose Sache von Ort zu Ort geschoben, daß ich schließlich nur in der Flucht mein Heil sah! Freilich, wohin sollte ich jetzt fliehen? Jetzt haben sie mich sicher — jetzt können sie mit mir machen, was sie wollen — jetzt hat selbst Amerika mit seiner schrankenlosen Freiheit keinen Reiz für mich!"

Während der Mönch seinem Schmerze so stürmischen Ausdruck gab, waren die Beiden vor die Stadt gekommen und vor ihnen lag im Mondlichte der Pfad, der die von Birkenschlag nach Teufenbach führende Straße abschneidend am Walde hin in anderthalb

Stunden nach dem Kloster führte, während man auf der gewöhnlichen Straße zwei Stunden dahin hatte.

„Sie haben sich in Ihrer Herzensgüte schon zu lange mit mir beschäftigt!“ sagte der Mönch zu dem Caplan. „Leben Sie wohl und überlassen Sie mich mir selbst und meinen trüben Gedanken!“

„Ich habe nie Jemanden verlassen, wenn seine Seele in Angst und Nöthen und betrübt war bis zum Tode wie die Ihre!“ sagte der Caplan im Tone herzlichen Wohlwollens. „Erlauben Sie, daß ich Sie noch ein Stück Weges begleite. Wie Sie mich da sehen, hatte ich auch eine Zeit schwerer Kämpfe. Auch mein Herz hing an weltlichen Dingen und ich glaubte nie mehr eine glückliche Stunde erleben zu können!“

„Ganz so wie ich!“ murmelte der Mönch im Weiterschreiten.

„Meine fromme Mutter hatte mich gezwungen, Geistlicher zu werden!“ fuhr der Caplan fort. „Sie frug nicht, ob mein Herz darüber breche. Dieses Herz gehörte einem Mädchen, das meine Liebe erwiederte und mir selbst dann noch zugethan blieb, als mich mein neuer Stand ihr

für immer entrückte. Meine Stimmung war damals so, daß ich jeder Thorheit fähig gewesen wäre und mein Einfluß auf meine Geliebte war ein so unbedingter, daß ich sie zu Allem hätte verleiten können. Es bedurfte nur eines leisen Impulses, eines unbedeutenden Anstoßes und es hätten sich zwischen mir und meiner Geliebten zum Aergerniß der Welt Beziehungen herausgebildet, wie sie zwischen Ihnen und der eben Verstorbenen bestanden."

Der Mönch machte eine unruhige Bewegung.

„Ich beabsichtige nicht, Ihnen durch meine Erzählung nahezutreten!" sagte der Caplan sanft. „Im Gegentheil, ich möchte, daß das, was ich Ihnen sage, zu Ihrer Tröstung und Beruhigung beitrüge. Darum lassen Sie mich ausreden. Während damals die Wage schwankte, richtete eine geheimnißvolle Hand das Zünglein derselben und Gott legte sich in's Mittel und half mir in seiner unerschöpflichen Weisheit über den inneren Zwiespalt hinweg, indem er meine Geliebte aus dem Leben abberief."

„Sie starb," — stammelte der Mönch erregt — „und Sie — Sie vermochten weiter zu leben?

Sie brachten es über sich, ein werthloses Dasein, das seinen Inhalt verloren hatte, weiterzuschleppen?"

„Sie starb," sagte der Caplan in feierlichem Tone, indem er stehen blieb und den Mönch fest ansah. „Sie starb und ich ermannte mich!"

„Sie waren jung!" warf der Mönch ein. „Sie hatten noch Kraft und Elastizität in sich — ich aber bin ein Greis, der seine letzte Lebensstütze verloren hat!"

„Ich rufe Ihnen zu: ermannen Sie sich, wie ich mich nach einer ähnlichen Katastrophe ermannt habe!" mahnte der Caplan eindringlich. „Sprechen Sie mir nicht von Ihrem Alter — zu einem Siege über sich selbst ist es nie zu spät! Sie klagen, daß Ihr Leben fortan leer sei — geben Sie ihm einen Inhalt, der es ausfüllt! Fassen Sie einen Entschluß, der Sie rettet! Auch ich habe in meiner Betrübniß einen solchen gefaßt und in ihm meine Rettung gefunden. Ich ließ mich in diese Gegend versetzen, wo mich Arbeit aller Art erwartete. Ich wurde die rechte Hand und das Faktotum des kranken Pfarrers und wie ich so von Geschäft zu Geschäft gehetzt wurde,

vergaß ich meine Trübsal und entrang mich meinem Kummer. Dann kam die Pest. Was Anderen unsägliches Elend bereitete, reinigte mein Gemüth vollends. Jetzt blieb mir vollends keine Zeit meinen Gedanken nachzuhängen. Ich lebte nur meinem Berufe und Sie sehen heute einen geheilten Mann in mir. Sollte Sie ein ähnlicher Weg nicht auch zu demselben Ziele, zu einem inneren Ausgleich, zur Läuterung und zum Seelenfrieden führen?"

Diesmal hatte der Mönch kein abwehrendes Wort mehr für den Caplan, dessen Worte an ihm nicht spurlos vorübergegangen waren.

„Denken Sie über meinen Vorschlag nach," fuhr der Caplan fort, „vielleicht finden Sie ihn nicht verwerflich. Gerade Ihnen, dem erfahrenen, alten Manne eröffnet sich hier ein Wirkungskreis, in welchem Sie viel Gutes stiften können, während Sie zugleich an Ihrer inneren Befriedigung arbeiten. Das Unterrichtswesen liegt in dieser Gegend sehr im Argen. Es sind in den Volksschulen der umliegenden Dörfer, in welchen Ihr Orden den Religionsunterricht zu besorgen hat, meistens invalide Lehrer beschäftigt, die man

gleichsam das Gnadenbrod essen läßt, ohne daß sie viel leisten. Unterstützen Sie diese Männer, nehmen Sie sich der verwahrlosten Jugend über das strenge Müssen hinaus an und Sie werden zerstreuende Arbeit vollauf finden. Ihre Gedanken werden feste Anhaltspunkte erhalten, Ihr Gemüth wird sich beruhigen! Mich aber lassen Sie Ihnen als Freund zur Seite stehen — ich hoffe Sie über die schwere Krise, die über Sie hereingebrochen ist, glücklich hinwegzubringen!"

Der Mönch wies den Antrag des Caplans nicht zurück, und kehrte wesentlich beruhigter in das Kloster zurück, als er dasselbe verlassen hatte.

Und fortan sah man den Mönch und den Caplan öfter beisammen und der Umgang mit dem letzteren übte auf den Pater, der sich selbst langsam wiederfand, nachdem er sich im Trubel der Leidenschaft schon fast ganz verloren hatte, den wohlthätigsten Einfluß.

Fünftes Kapitel.

Ruheloses Wandern.

Auf Jaquetta hatten die das Ende ihres Oheims begleitenden Umstände einen tiefen Eindruck gemacht. Unter dem Einflusse dieses Eindrucks erschien ihr sogar ihr eigenes Leben, soweit es der Vergangenheit angehörte, in einem neuen Lichte, und sie fing an, die Prüfungen, durch welche sie gegangen, als die nothwendigen Consequenzen jenes düsteren Geheimnisses anzusehen, von welchem für ihre Augen erst die letzte Katastrophe den Vorhang gelüftet hatte. Es entwickelte sich in ihrem Gemüthe der Gedanke, daß in Folge des ungesühnten Vergehens ihres Oheims ein Fluch auf der Familie laste, der auch sie zermalmt und durch sie Unheil über die schuldlosen Häupter ihrer Eltern gebracht hatte. Sie sagte

sich mit Zittern, daß dieser Fluch sich leicht noch weiter erben könne auf ihr unschuldiges Kind, da noch nichts versucht und gethan worden, das Verbrechen zu sühnen. Der reuevolle Tod des Verbrechers schien ihr nicht Sühne genug. Was hatte die bestohlene Kirche davon, daß ihr Oheim ein ruheloses Leben von Welttheil zu Welttheil geschleppt und dasselbe endlich fern von der Heimath von einer entsetzlichen Krankheit befallen beendigt hatte? Das ruhelose Leben und das Sterben in Verlassenheit und Vereinsamung war eine Strafe, aber keine Sühne. Wohl tröstete es Jaquetta einigermaßen, daß es ihr gelungen war, das Herz des Sterbenden der Einsicht zu öffnen, daß es eine durch keine Sophistik zu rechtfertigende That war, die er begangen. Aber was nützt es der Kirche, daß der Dieb, der sich an ihrem Vermögen vergriffen, nicht in der Blüthe seiner Sünde dahinfuhr?

Jaquetta sagte sich, daß sich der böse Zauber, der auf ihrem Leben und auf ihrer Familie lastete, nur dadurch bannen ließe, daß etwas Positives geschähe, um der Kirche wieder zu ihrem Eigenthum zu verhelfen. Sie war das Kind ihres

Vaters, und die Frömmigkeit, in welcher sie erzogen worden, hatte einen fast fanatischen Aufschwung genommen, seit sie sich dem neuen Leben und der Wirksamkeit, die sie jetzt übte, in die Arme geworfen. Jetzt genügte ihr diese Wirksamkeit nicht mehr, und all ihr Denken drehte sich um den einen Punkt, wie sie der Kirche wieder zu den Summen verhelfen könnte, welche diese durch die Schuld ihres Oheims verloren. Sie kannte diese Summen natürlich nicht einmal der Ziffer nach, und viel weniger konnte sie hoffen, je in den Besitz derselben zu kommen. Groß waren die unterschlagenen Gelder sicherlich, denn für eine mäßige Summe wäre sicher die Familie des Verbrechers eingestanden. Wenn diese nicht daran gedacht hatte, den Schaden zu ersetzen, so mußte dieser gewiß unersetzlich sein. Was aber der Familie, was ihrem Vater unmöglich gewesen, wie konnte sie das ermöglichen?

Indem sie so über die Sache grübelte, kam ihr die Baronin Feuchtwangen in den Sinn. Die Baronin war reich und hatte, ihren Neffen Anatol ausgenommen, keine Angehörigen, die auf ihr Vermögen hätten begründeten Anspruch machen

können. Durch Ordensschwestern, welche Geld sammelnd Deutschland bereist und auch Wiesbaden berührt hatten, war ihr zu Ohren gekommen, daß sich die Baronin der Frömmigkeit in die Arme geworfen habe und mit dem Gedanken umgehe, barmherzige Schwester zu werden, um ihr Leben in Ruhe und Frieden und in Uebung gottgefälliger Werke zu beschließen. Jaquetta schloß aus der Theilnahme, mit welcher sich die Baronin bei den Ordensschwestern nach ihr erkundigt, daß in ihrem Herzen eine entschiedene Wandlung vorgegangen sei, welche sie namentlich das Unrecht, das sie einst an ihr begangen, schwer fühlen lasse. War es unter solchen Umständen nicht möglich, daß die Baronin ein materielles Opfer brachte, wenn Jaquetta ihr ein solches ansann? War es nicht denkbar, daß dieselbe, im Begriffe sich ihres Vermögens zu Gunsten lachender Erben zu entäußern, sich durch Jaquetta bestimmen ließe, einen Theil dieses Vermögens der Kirche zu schenken?

Jaquetta war entschlossen, den Versuch zu machen, ob sich in dieser Beziehung nicht etwas erreichen lasse. Sie wollte aber mit aller Offenheit an's Werk gehen und daher zunächst Anatol

in ihr Geheimniß ziehen. Anatol war der Einzige, der dabei interessirt war, wenn die Baronin einen Theil ihres Vermögens bei Lebzeiten verschenkte. Aber Jaquetta hatte den Baron so tief verpflichtet, daß sie keinen Augenblick zweifelte, er würde ihre Pläne, anstatt ihnen entgegenzutreten, viel eher noch unterstützen. Anatol lebte mit seiner jugendlichen Gemahlin am Rheine, sie machte daher keinen Umweg, wenn sie, ehe sie nach Wiesbaden ging, zuerst ihn aufsuchte. Ohnehin wollte sie auch einen Abstecher nach der Heimath machen, da sie ihrem Vater Nachricht bringen wollte von dem Ende seines Bruders. Bei dieser Gelegenheit konnte sie sich auch über das Familiengeheimniß orientiren, das man ihr bis dahin verborgen gehalten. Und sie brannte jetzt, wo sie selbst im Begriffe stand, thätig in das Gewebe einzugreifen, vor Begierde, zu erfahren, wie beschaffen eigentlich die That ihres Oheims gewesen und wie groß die Summen seien, die er der Kirche geraubt. Dabei interessirte es sie selbstverständlich auch zu erfahren, auf welche Art das geraubte Geld ihrem Oheim wieder entrissen worden und ob es auf Seite des letzteren nicht etwa blos eine krankhafte

fixe Idee gewesen, daß er jetzt, vierzig Jahre nach vollbrachtem Raube, in der weiten Welt noch immer mit fieberhafter Hast und Ungeduld den Mann suchte, der ihn um die Früchte seines frevelhaften Beginnens gebracht.

Unter den Papieren des Verstorbenen hatte sich nichts vorgefunden, was über einen der Umstände, für die sich Jaquetta so lebhaft interessirte, hätte Aufschluß geben können. Das Einzige, was sich neben einer kleinen Summe Geldes vorfand, war ein Papierstreifen, auf welchem der Name des Paters Aichard stand und zwar in Form einer Adresse, die ihn als Guardian von Freisassenberg bezeichnete. Jaquetta zweifelte keinen Augenblick, daß dieser Pater Aichard mit jenem Mönche gleichen Namens identisch sei, der in früheren Jahren öfter in das Haus ihres Vaters in Ostende gekommen, und den sie zuletzt an der Seite ihres Vaters im Mainzer Bahnhofe gesehen. Es ging ihr durch den Sinn, daß jener Aufenthalt ihres Vaters in Mainz und dessen räthselhafte Reise mit dem Pater Aichard mit der That ihres Oheims und der Irrfahrt dieses Letzteren nach Böhmen im Zusammenhange stehen könne.

Sie nahm sich daher, zumal sie der natürliche Weg nach dem Auslande über Gellenschwangen und an Freisassenberg vorüber führte, vor, den Pater Aichard in Freisassenberg aufzusuchen und ihn von dem Tode ihres Oheims in Kenntniß zu setzen. Möglich, daß sich ihr schon in Freisassenberg der Schleier des Geheimnisses lüftete.

So lange die Cholera in und um Birkenschlag grassirte, konnte Jaquetta ihren Posten natürlich nicht verlassen. Sie selbst hätte ein Weggehen in so kritischer Zeit für eine Desertion gehalten, und es fiel ihr nicht ein, sich einer solchen schuldig machen zu wollen. Obwohl ihre Gedanken oft abwichen und auf ganz andere Dinge gerichtet waren, so erfüllte sie doch alle Pflichten ihres Berufes mit derselben Opferfreudigkeit und Unermüdlichkeit wie früher. Sie erlebte auch bald die Freude, zu sehen, wie sich der Gesundheitszustand in Birkenschlag besserte. Bald konnte die Seuche, die so viele Opfer hinweggerafft hatte, als erloschen betrachtet werden und dem Reiseprojekte Jaquetta's stand kein weiteres Hinderniß entgegen. Da sie ihren Obern gegenüber durchblicken ließ, daß sie die Reise im Interesse der Kirche antrete

und Aussicht habe, der letzteren durch dieselbe wesentliche Vortheile zuzuführen, so wurde ihrem Vorhaben auch von dieser Seite kein Hinderniß in den Weg gelegt.

Jaquetta erreichte in einem Tage das ungefähr eilf Meilen von Birkenschlag entfernte Gellenschwangen. Sie sah sich, kaum dem Postwagen entstiegen, zu ihrer Ueberraschung von einem Diener in Livree angesprochen, welcher sie fragte, ob sie die barmherzige Schwester sei, die der Graf von Slyken zu seiner Pflege verschrieben habe.

Jaquetta wußte nicht, wie ihr geschah, als sie den Namen Slyken hörte. Eine dunkle Röthe bedeckte ihr Antlitz und sie brauchte einige Sekunden, um sich zu fassen. Sie hatte keine Idee davon, daß sich der Graf von Slyken, der so verhängnißvoll in ihr Leben eingegriffen, in Böhmen angekauft habe und nahm daher an, daß es ein anderer Cavalier dieses Namens sei, der in dieser Gegend Besitzungen habe und wohne.

Nachdem sie sich von der Verwirrung erholt, in welche sie der Name, der so unerwartet ihr

Ohr berührt, versetzt hatte, verneinte sie die Frage des Dieners.

Dieser machte ein verdrießliches Gesicht und sagte:

„Das wird den Herrn Grafen wieder sehr verstimmen — er ist über alle Begriffe reizbar. Er kann die barmherzige Schwester nicht mehr erwarten — wir machen ihm nichts mehr zu Dank, er wiederholt unausgesetzt, daß er sich nach weiblicher Pflege sehne. Jetzt bin ich schon den dritten Tag hier auf der Post und die Erwartete kommt immer nicht.

„Ist der Graf sehr krank?“ erkundigte sich Jaquetta.

„Er wird es nicht mehr lange machen!“ lautete die Antwort. „Er leidet an der Rückenmarksdarre. Seine beiden Füße sind bereits bis zu den Schenkeln hinauf gelähmt und er kann sich nicht mehr bewegen.“

Jaquetta fühlte ein tiefes Mitleid für den Leidenden in ihrem Herzen aufsteigen. Sie versetzte sich im Geiste in seine trostlose Lage und vermochte die peinvolle Ungeduld, mit welcher er der sich unerwartet verzögernden Ankunft einer

weiblichen Pflegerin entgegensah, zu würdigen. Sie ging mit sich selbst zu Rathe. Es lag nicht viel daran, wenn sie sich einige Tage in Gellenschwangen aufhielt, da sie doch mit dem Pater Aichard verhandeln wollte. Die Gelegenheit, mit dem sie an Gellenschwangen fesselnden Geschäfte ein gutes Werk zu verbinden, lag nahe und sie blieb nur ihrem Berufe, die Kranken zu pflegen, treu, wenn sie sich dem Grafen Slyken in so lange zur Verfügung stellte, als die barmherzige Schwester, die er mit so großer Sehnsucht erwartete, nicht zur Stelle war.

Während sie überlegte, hatte der Diener Miene gemacht, sich zu entfernen.

Sie rief ihn zurück und sagte zu ihm:

„Warten Sie einen Augenblick — ich gehe mit Ihnen! Bin ich auch nicht die geistliche Schwester, welche Ihr Herr erwartet, so werde ich dem einsamen Kranken doch sicher ebenso willkommen sein. Ich will so lange bei ihm bleiben und ihn pflegen, bis meine Ordensschwester ankommt."

Der Diener war mit dem Vorschlage natürlich sehr zufrieden und bat Jaquetta, in dem Wagen,

den er mitgebracht, Platz zu nehmen, da das Schloß des Grafen in einiger Entfernung von der Stadt liege. Er selbst setzte sich neben den Kutscher auf den Bock und fort ging es dem Schlosse zu.

Sechstes Kapitel.

Slyken und Jaquetta.

Zu einem Schatten abgemagert saß der Graf von Slyken in seinem Zimmer. Der Lebemann war zum Krüppel geworden, dem der untere Theil des Körpers längst erstorben war, und immer noch höher arbeitete die unheimliche, vernichtende Kraft, so daß sich mit mathematischer Sicherheit ausrechnen ließ, wann sie die edleren Organe des Oberkörpers angreifen würde. Die Aerzte, welche den verhängnißvollen Calcul schon längst gemacht und die Anzahl der Wochen festgestellt hatten, die der Kranke noch zu leben hatte, zuckten mit den Achseln und der Kranke verstand dieses stumme Achselzucken. Er hatte das Leben genossen und ergab sich in das Sterben. Das hinderte jedoch nicht, daß er oft ungeduldig und

unwirsch wurde, zumal wenn ihn die Nadelstiche seines Todfeindes, des nunmehrigen Bürgermeisters von Gellenschwangen trafen. Dieser hatte alle seine Trümpfe gegen den Grafen ausgespielt, ganz so wie es einst der Pater Amand dem Pater Florian im Küchengarten vorhergesagt. Er hatte ihm den Thiergarten ruinirt, indem er es durchgesetzt, daß ihn die neue Eisenbahn in zwei Hälften theilte, und er hatte die Bürgerschaft von Gellenschwangen bewogen, dem herrschaftlichen Bräuhause ein Concurrenzbräuhaus und der Zuckerfabrik Slykens eine städtische Aktienzuckerfabrik gegenüberzustellen. Der Graf sah mit Verdruß die Zukunftsrente der Herrschaft von Gellenschwangen geschmälert und Gelber triumphirte über die Schläge, die er dem Gemüthe Slykens und den gräflichen Finanzen beibrachte.

Aber in den letzten Wochen waren alle kleinen Sorgen Slykens in der einen größeren um sein Leben untergegangen. War er auch auf ein nahes Ende gefaßt und machte er sich auch über das Gefährliche seines Zustandes keine Illusionen, so sehnte er sich doch nach einer Erleichterung, nach einer comfortableren Gestaltung seiner Lage.

Er, der immer viel auf die Frauen gehalten, vermißte ihre Nähe jetzt schmerzlich. Die Diener schienen ihm alle so ungeschickt und plump, er hätte an Stelle ihrer rauhen Hände gern eine weichere um sich gehabt, damit sie an ihm die tausend kleinen Dienstleistungen übe, welche ein an die traurige Abhängigkeit vom Fauteuil gebannter Mensch über sich ergehen lassen mußte. Es hätte ihm wohlgethan, wenn er zuweilen eine sanfte Frauenstimme gehört hätte; selbst wenn es keine Anknüpfungspunkte zwischen ihm und einer Gesellschafterin gegeben hätte, welche geeignet gewesen wären, einer Unterhaltung belebend zu Hilfe zu kommen, so würde es ihn schon erquickt haben, wenn er nur die Stimme einer Frau hätte hören, wenn er sich von einer sochen hätte Bücher und Zeitungen vorlesen lassen können. So war er in dem Bestreben, sich seine letzten Tage zu verschönern, auf den Gedanken gekommen, sich an den Convent der barmherzigen Schwestern in der Hauptstadt zu wenden, damit ihm dieser eine Pflegerin zusende, welche einige Bildung besäße. Der Convent hatte ihm eine solche Person in Aussicht gestellt und ihre Ankunft für

die nächsten Tage angekündigt. Diese Ankunft verzögerte sich in unerwarteter Weise und die Verzögerung wirkte nachtheilig auf den Gemüthszustand des Grafen, der den Augenblick nicht erwarten konnte, wo er die ihm verhaßte Umgebung gegen eine andere vertauschen würde.

In dieser gereizten Stimmung traf ihn die Meldung des nach Gellenschwangen ausgesandten Dieners, daß die erwartete barmherzige Schwester mit dem heutigen Eilwagen wieder nicht gekommen sei.

Der Graf wandte sein Antlitz von dem Diener ab, indem er eine Verwünschung murmelte.

„Es ist aber eine andere geistliche Schwester angekommen, welche eigentlich nicht die Absicht hatte, in Gellenschwangen zu bleiben," nahm der Diener wieder das Wort. „Sobald sie jedoch vernahm, daß hier ein Kranker sei, der sich nach weiblicher Pflege sehne, so erbot sie sich bereitwillig, diese Pflege für so lange zu übernehmen, als man auf ihre Dienstleistung reflektire."

Der Graf schien besänftigt und fragte:

„Ist die geistliche Schwester mit Dir herausgekommen?"

Der Diener bejahte.

„Dann laß sie herein!" befahl der Graf lebhaft.

Während sich der Diener entfernte, erschien der Eilbote, der zwischen der Stadt und dem Schlosse verkehrte und die Correspondenz zwischen beiden vermittelte. Er brachte auch diesmal dem Grafen mehrere Briefe. Aus dem ersten, den dieser erbrach, entnahm er, daß die geistliche Schwester, die man ihm habe herausschicken wollen, kurz vor der beabsichtigten Abreise nicht unbedenklich erkrankt sei und daß ihre Genesung abgewartet werden müsse, da der Convent bei der beschränkten Anzahl der Ordensschwestern im Augenblick nicht in der Lage sei, ein anderes Mitglied nach Gellenschwangen zu entsenden.

Unter anderen Umständen hätte diese Mittheilung den Grafen peinlich berührt, jetzt, wo ihm der Zufall einen Ersatz für die so unerwartet ausbleibende Pflegerin darbot, machte die Nachricht weiter keinen Eindruck auf ihn.

Er war eben mit der Lekture der Briefe fertig geworden, als ihn ein Geräusch an der Thür bestimmte, aufzusehen.

Sein Blick fiel auf eine dunkelgekleidete Gestalt, welche sich seinem Lehnstuhle näherte, der zwischen zwei Fenstern stand und in dem er mehr lag als saß, da sich derselbe von der breiten, bequemen Lehne balzacartig hindehnte.

Jetzt richtete die Gestalt ihr Auge auf ihn und in demselben Moment hemmte sie auch schon ihren Schritt.

Ein Zittern hatte sie befallen, eine dunkle Röthe war auf ihrem Antlitz aufgestiegen, krampfhaft hob sich der Busen unter dem schwarzen Tuche des Klosterkleides.

Jaquetta hatte den Grafen erkannt und stand in höchster Aufregung gebannt da, unschlüssig, was sie beginnen, ob sie weiter gehen oder umkehren, ob sie bleiben oder fliehen solle.

Es war also keine bloße Namensverwandtschaft, wie sie früher angenommen hatte — der Graf von Slyken, der in Böhmen hauste, war eine und dieselbe Person mit jenem Slyken, dessen Bekanntschaft in Wiesbaden für sie so verhängnißvoll geworden war. Entsetzt wurde sie die Identität Beider inne.

Auch Slyken hatte die Eintretende mittler-

weile erkannt und hielt seinen Blick sprachlos auf sie geheftet. Auch er wußte nicht wie ihm geschah und wurde nicht müde, das schöne Weib anzusehen, das er einst geliebt und dessen er sich immer noch mit Vergnügen erinnerte. Er hatte erst vor kurzer Zeit durch die Baronin von Feuchtwangen erfahren, daß Jaquetta in den Orden der barmherzigen Schwestern getreten war und nun stand sie vor ihm im Klosterkleide, unerwartet, wie vom Himmel herniedergeschneit, und sie war gekommen, ihn zu pflegen, ihm liebevoll über die letzten Tage seines Lebens hinwegzuhelfen.

Er dachte noch über die Sonderbarkeit des Zufalles nach, der sie hieher geführt, als er sah, daß ihm Jaquetta, wie von einem plötzlichen Entschlusse erfaßt, den Rücken kehrte.

So durfte sie nicht von hinnen gehen — so nicht — das stand bei ihm fest und mit einer Stimme, in welcher die ganze Bewegung wiederklang, von der er sich Angesichts einer so unerwarteten Begegnung erfaßt fühlte, rief er:

„Jaquetta!“

Jaquetta bestimmte der Ruf stehen zu bleiben.

Sie wandte sich nochmals nach dem Rufenden um und sah ihn stumm an.

Seine ganze Hinfälligkeit trat ihr mit einem Male vor das Auge — der Abstand zwischen einst und jetzt konnte nicht größer sein.

Sie empfand Mitleid mit ihm, der ihr einst so unsagbares Leid zugefügt; die Bitterkeit, die sie in ihrem Herzen bis zu dieser Stunde gegen ihn fortgenährt, verschwand, denn sie fühlte sich entwaffnet, da sie es mit einem Menschen zu thun hatte, der an der Schwelle des Grabes stand. Er, der freventlich mit dem Heiligsten gespielt und Alles, was die Welt Schönes und Wünschenswerthes enthielt, sich mit leichtsinnigem Uebermuthe dienstbar zu machen gesucht hatte, lag nun hilflos da, und das Leben hatte ihm nichts mehr zu bieten als ein Grab.

Im Innersten erschüttert erwartete Jaquetta die weitere Ansprache Slyken's. Sie konnte sich nicht denken, was er ihr würde sagen wollen.

„Jaquetta,“ sagte Slyken langsam und mit bewegter Stimme, „müssen wir uns denn immer nur treffen, damit Sie mich fliehen? Jetzt, wo Ihre Erscheinung mir wie ein Wunder vorkommt,

jetzt, wo ich Sie nicht gesucht habe, Jaquetta, wo mir Sie eine räthselhafte Fügung zuführte — warum wollen Sie mich auch jetzt fliehen? Bleiben Sie — Sie werden bald genug wieder frei werden und gehen können, wohin Sie wollen. Es wird nicht lange mehr mit mir dauern!“

Es lag ein wehmuthsvoller Ton in Slykens Rede, der gegen die nonchalante und frivole Art, mit der er sonst alle Dinge behandelt hatte, sonderbar abstach.

Jaquetta fühlte sich von dem Tone ergriffen und halb mechanisch, fast ohne zu überlegen, machte sie einen Schritt gegen Slyken zu.

Das Antlitz dieses letzteren nahm einen Ausdruck freudiger Heiterkeit an, wie es ihn sonst wohl selten zur Schau getragen, wo das Kalte, Hämische, bis zum Herausfordernden Sarkastische einen charakteristischen Grundzug desselben gebildet hatte.

„Sie bleiben, Jaquetta?“ rief er hastig. „Sie verlassen mich nicht?“

Jaquetta stutzte.

Die Ueberlegung machte sich bei ihr wieder geltend.

Was wollte sie thun? Bei ihm bleiben, der sie tödtlich beleidigt und ihr Unglück in seinem schrankenlosen Uebermuthe besiegelt hatte? Konnte sie die Erinnerung an das Geschehene niederkämpfen und nur das Gegenwärtige im Auge behalten — den kranken Mann, der Niemanden hatte, der ihn nach seinem Sinne pflegte, der von gemüthlosen Miethlingen umgeben unter unsäglichen Leiden die letzte, erlösende Stunde erwartete?

Es war ein herber Zwiespalt, der in Jaquetta's Innerem zum Austrage kam, während Slyken gespannt ihre Entscheidung erwartete.

Endlich schien Jaquetta ihren Entschluß gefaßt zu haben, und raschen Schrittes bis dicht an den Lehnstuhl Slyken's herantretend, flüsterte sie halblaut, während auf ihren Wangen Blässe mit Röthe wechselte:

„Ich will die Vergangenheit begraben und Ihre Pflegerin werden."

Slyken antwortete nichts.

Er sah sie aber an mit einem Blicke, wie ihn der einst so kalte und herzlose Egoist wohl in seinem ganzen dem Genusse gewidmeten Leben

noch auf kein Menschenkind gerichtet hatte — mit einem Blicke, in welchem eine reuige Abbitte und aus dem Herzen aufsteigender Dank zu lesen waren.

Dabei reichte er ihr die Hand.

Sie ergriff sie nach einigem Zögern stumm und mit abgewendetem Gesichte.

Durch ihren Körper ging ein Zucken, durch ihre Seele ein letztes, krampfhaftes Aufbäumen schmerzlicher Erinnerung — sie rang nach Athem, die Augen rötheten sich.

Dann wurde sie ruhiger, als ob sie in dem letzten Seelenkampfe Alles von sich geschüttelt hätte, was sie gedrückt, und sich nurmehr als die barmherzige Schwester fühle, deren Beruf ein streng vorgezeichneter war.

Siebentes Kapitel.

Jaquetta und Anatol von Feuchtwangen.

Jaquetta pflegte den Grafen, dessen Kräfte täglich mehr sanken, mit unermüdlicher Aufopferung. Der Vergangenheit wurde zwischen Beiden gleichsam in Folge eines stillschweigenden Uebereinkommens mit keiner Silbe mehr gedacht. Es war, als ob sie sich früher im Leben nie gesehen und erst in Gellenschwangen kennen gelernt hätten. Slyken ließ das Gute, das ihm Jaquetta erwies, mit stummer Resignation über sich ergehen, und nur das heitere Leuchten seines Auges, die Aufmerksamkeit, mit der er jeder Bewegung Jaquetta's folgte, der sanfte Händedruck, den er ihr spendete, so oft sie ihm nahe kam, verrieth, wie tief er den Werth der Wohlthaten empfand, die ihm seine Pflegerin stündlich erwies und wie hoch er ihr

in seinen Gedanken den Entschluß anrechnete, sich ihm zu widmen.

Ganz hatte Jaquetta dabei den eigentlichen Zweck ihrer Reise nach Gellenschwangen doch nicht vergessen. Mußte sie im Augenblick auch den Plan, die Heimath und den Vater aufzusuchen und auf die Baronin von Feuchtwangen einzuwirken, aufgeben, so unterließ sie doch nicht, den Pater Aichard in Freisassenberg aufzusuchen und ihm mitzutheilen, unter welchen Umständen ihr Oheim in Birkenschlag aus dem Leben geschieden.

Der Pater Guardian, der sie als Bultink's Tochter mit Wohlwollen empfangen und ihren Bericht mit Interesse angehört hatte, schien von der Schilderung der letzten Lebenstage des in Böhmen Verstorbenen nicht besonders ergriffen zu werden.

„Daß er elend zu Grunde gehen werde, das habe ich erwartet!“ sagte er. „Auf seine Mission habe ich kein großes Gewicht gelegt — wie konnte er hoffen, die Spur seines Doppelgängers in Böhmen aufzufinden? Der geheimnißvolle Mann, der ihn einst beraubt hat und den ich in Folge eines zufälligen Zusammentreffens aus der ver-

meintlichen Sicherheit seines Stilllebens in Böhmen aufgestört habe, hat sicher längst nicht blos dieses Land, sondern wahrscheinlich auch diesen Welttheil verlassen. In Amerika, das er so gut kennt und das ihm zahllose Verstecke bietet, hätten wir eher Aussicht, ihn zu erreichen, und wer weiß, ob ich mich nicht noch einmal zu einer Reise über's Meer entschließe. Einstweilen habe ich hier noch Wichtiges zu vollbringen, da mir eben jetzt die Aussicht winkt, der Kirche ein Vermögen zu erobern, das allerdings nicht hinreicht, den Schaden auszugleichen, den Ihr Oheim dem Orden zugefügt, das jedoch immerhin als theilweiser Ersatz für den Verlust gelten kann, den sie vor vierzig Jahren erlitten."

Jaquetta verstand den Guardian natürlich nicht ganz. Sie hatte keine Idee von seinen Bemühungen, das Vermögen der Baronin Feuchtwangen der Kirche zuzuwenden, und wagte auch nicht, ihn um weitere Aufschlüsse zu ersuchen. Dagegen suchte sie sich über die Details des Falles zu unterrichten, in welchem ihr verstorbener Oheim eine so traurige Rolle gespielt hatte. Und als sie erfahren hatte, um welche enorme Summe der

letztere den Orden gebracht hatte, war sie ganz entmuthigt. Es kam ihr nun der Gedanke, der sie eine Zeit lang beschäftigt hatte, durch ihre Intervention bei der Baronin von Feuchtwangen die Kirche für den derselben durch einen ihrer nächsten Verwandten zugefügten Schaden zu entschädigen, so abenteuerlich und hoffnungslos vor, daß sie auf jede Weiterspinnung desselben verzichtete.

So waren es wieder traurige Gedanken, welche sie beschäftigten, als sie von Freisassenberg nach dem Schlosse Slyken's zurückkehrte. In diesem angekommen, traute sie ihren Augen nicht, als sie Anatol von Feuchtwangen gewahrte, der gerade einem Diener auftrug, ihn dem Grafen von Slyken zu melden.

Ein Wink Jaquetta's verhinderte, daß der Diener den Auftrag vollführte — im nächsten Augenblick gab sich Jaquetta dem Baron zu erkennen, der nicht wenig erstaunt war, sie hier zu treffen.

Jaquetta forderte Anatol auf, ihm auf ihr Zimmer zu folgen.

Dort fragte sie ihn, von einer bösen Ahnung erfaßt, mit bewegter Stimme:

„Was hat Sie zu Slyken geführt, Herr Baron?“

Anatol zögerte mit der Antwort und versuchte den Blick wegzuwenden.

Sie ergriff mit Hast seine Hand und sagte:

„Suchen Sie nicht nach Ausflüchten — ich durchschaue Sie und will Ihnen sagen, warum Sie hier sind, warum Sie Ihre gute, arglose Frau verlassen haben! Sie sind im Begriffe, das Wort, das Sie mir einst gegeben haben, zu brechen!“

Der Baron entzog Jaquetta nicht seine Hand, aber er vermochte sie nicht anzusehen.

„Ja, Sie können es nicht leugnen,“ fuhr Jaquetta noch lebhafter fort, „Sie waren Ihres Wortes uneingedenk und ich habe doch das meinige gehalten.“

„Sie sind grausam, Jaquetta!“ murmelte der Baron.

„Weil ich Sie an übernommene Verpflichtungen mahne?“ warf Jaquetta ein. „War die Verpflichtung nicht gegenseitig, stand nicht Opfer gegen Opfer? Und wer vermag zu entscheiden, wessen Opfer das größere war — das Ihre, wel-

ches Sie mir brachten, indem Sie mir versprachen, den Forderungen der Ehre kein zu empfindliches Ohr zu leihen, oder das meine, das ich Ihnen brachte, indem ich mich entschloß, ein verlorenes Leben weiter zu führen."

„Beurtheilen Sie mich, wie Sie wollen, Jaquetta," rief der Baron, „aber ich war nicht im Stande, so weiter zu leben. Alles Glück der Häuslichkeit vermochte nicht die sich täglich mächtiger in mir geltend machende Stimme zu übertäuben, die mir vorwarf: Du bist ein Feigling, der sein Leben durch fremde Gnade fristet! Wenn mich mein Weib küßte, so sagte ich mir: diese Küsse hast Du erkauft, indem Du die Ehre mit Füßen tratest! Was wird Slyken von Dir denken, wie wird er, wenn sich die Gelegenheit ergibt, von Dir sprechen? Wer weiß, wie viele Deiner Standesgenossen bereits durch ihn von der Art und Weise Kenntniß erhalten haben, wie er Dir das Leben schenkte! Wer weiß, ob Du noch aus Deinem Stillleben heraus und in die Kreise der großen Welt treten darfst, ohne daß Du rings um Dich zischeln hörst: seht den Feigling! Ich schwöre Ihnen, Jaquetta, es war ein harter

Kampf, den ich kämpfte, denn immer war ich mir des Versprechens bewußt, das ich Ihnen gegeben, des Versprechens, das Vergangene für immer vergangen sein lassen zu wollen! Aber endlich konnte ich's nicht mehr tragen, wenn ich mir nicht selbst eine Kugel durch den Kopf jagen wollte! Da faßte ich den Entschluß, mit Slyken abzurechnen — er sollte sehen, daß ich nicht der Feigling war, für den er mich hielt — er hatte mir das Leben geschenkt, aber ich wollte es freiwillig von Neuem auf das Spiel setzen. Ich wollte ihn fragen, ob er mir den Muth des Ehrenmannes zutraue und wenn er, wie nach dem Vorangegangenen zu vermuthen war, die Frage verneinte, so wollte ich ihn zwingen, Kugeln mit mir zu wechseln!"

„Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, Herr Baron!" sagte Jaquetta. „Es ist gut, daß Sie auf dem Wege zu Slyken auf mich stießen. Vielleicht werden Sie nicht auf der Ausführung Ihres Vorsatzes verharren, wenn ich Ihnen sage, daß Sie hieher gekommen sind, einen Mann zu fordern, dem der Tod auf der Zunge sitzt!"

„Slyken“ — fiel der Baron mit einem fragenden Blicke ein, der den Ausruf ergänzte.

„Slyken lebt von heute auf morgen!“ bemerkte Jaquetta. „Er ist gelähmt und seine vollständige Auflösung wird nicht lange auf sich warten lassen.“

Der Baron schwieg nachdenklich.

„Es scheint bestimmt,“ nahm Jaquetta wieder in sanftem Tone das Wort, „daß Sie mir das Wort, das Sie mir einst gegeben, doch halten sollen! Denn mit einem Halbtodten werden Sie sich doch nicht schlagen wollen, Herr Baron?“

Als Feuchtwangen noch immer schwieg, fuhr Jaquetta fort:

„Sie schwanken? Sie wissen nicht, was Sie thun sollen? Wohlan denn, lassen Sie mich Ihnen die verlorene Fühlung wiedergeben! Wollen Sie mir eine Frage offen beantworten?“

„Fragen Sie, Jaquetta!“

„Glauben Sie, daß ich bei Slyken wäre, wenn Slyken nicht ein sterbender Mann wäre?“

Der Baron richtete sein Auge auf Jaquetta's Stirne. Lange ruhte sein Blick auf ihr, die ihn

unbefangen ansah — dann reichte er ihr seine Hand und sagte mit bewegter Stimme:

„Ich glaube Ihnen, Jaquetta!“

„Ich danke Ihnen, Herr Baron!“ sagte Jaquetta mit Thränen in den Augen. „Ihr Vertrauen adelt mich! Ueberlassen Sie es Gott, zwischen Ihnen und dem halbtodten Manne zu richten — wie ich den Ausgleich zwischen mir und ihm Gott anheimgestellt habe.“

„Ich bewundere Sie, Jaquetta, aber ich fasse Sie nicht!“ sagte der Baron gerührt.

„Gehen Sie mit Gott, Herr Baron,“ rief Jaquetta, Anatol die Hand drückend, „und lassen Sie mich hier, damit ich den Mann, der über uns Beide so viel Herzeleid gebracht hat, bis zu seinem Ende pflege und ihm die Augen zudrücke. Denn ginge auch ich von ihm — wer würde ihm noch ein mildes, sanftes, theilnehmendes Antlitz zeigen?“

Anatol verstand Jaquetta.

Er trennte sich von dem sanften Wesen, das so unendlich viel an ihm gethan hatte, mit einem langen Blicke, mit einem sanften Händedruck und den aus tiefster Seele aufsteigenden Worten:

„Auf Wiedersehen!“

Jaquetta aber sah ihn innerlichst befriedigt scheiden — sie wußte, daß er jetzt ungestörtem Glücke entgegenging.

Achtes Buch.

Schlemm und Zünglein.



Erstes Kapitel.

In der Kinderstube.

Bei Binger jun. ist's unheimlich still im Hause.

Sonst herrschte da in der letzten Zeit wenigstens noch im Kinderzimmer fröhliches Lachen und wenn die Mutter dieses Lachen hörte, so zwang sie sich ein heiteres Gesicht zu machen und die Kinder zu liebkosen, weil es gar zu grausam gewesen wäre, die Würmchen um ihre fröhliche Laune zu bringen.

Jetzt ist's selbst im Kinderzimmer still ... still, wenn die Kinder aufstehen ... ach, wie hat sich Alles verändert!

Beim Fenster sitzt ein fremdes Wesen und stickt. Es ist die Gouvernante, die Binger aufgenommen hat. Es ist ein Wesen von ein-

nehmendem Aeußeren, feinen Gesichtszügen, schlanker Gestalt — man könnte ihr gut sein!

Die Kinder haben sie auch recht lieb — aber die Mutter vermag sie ihnen doch nicht zu ersetzen!

Wer vermöchte eine Mutter zu ersetzen ... fragt den, der sie in früher Jugend verloren hat und ihr werdet die Antwort in den Thränen lesen, die ihm plötzlich in die Augen treten werden ....

Wie gesagt, die Kinder sind ihr gut, denn sie behandelt sie freundlich und Niemand fühlt rascher und lebhafter heraus als ein Kind, ob ihm ein Anderer in Wohlwollen zugethan ist.

Und sie ist freundlich mit den Kindern, weil sie selbst eine traurige, öde Jugend gehabt hat... sie kann den Verlust ermessen, den die armen Kleinen erlitten haben. Sie hat selbst ihre Mutter verloren, als sie zehn Jahre alt war und der Vater hat sich nicht viel mit ihr beschäftigen können. Er war Buchhalter bei einem Handlungshause und mußte von frühem Morgen bis zum späten Abend arbeiten, um für seine Kinder das Brod herauszuschlagen. Zu Crescenz, seiner

ältesten und Lieblingstochter sagte er täglich: sei fleißig, mein Kind, lerne etwas Tüchtiges, damit du dir dein Brod verdienen kannst!

Und Crescenz nahm sich seine Mahnung zu Herzen und lernte fleißig, daß die Blässe auf ihren Wangen sich ansiedelte und ein eigener, wehmüthiger Zug des Nachdenkens sich um die Lippen festklemmte.

Sie saß zehn Jahre auf den Schulbänken, sie ging aus der Töchterschule in die Candidatenschule, sie lernte ununterbrochen ... dabei setzte sie ihre Jugend zu, wurde still und ernst und nahm von dem Treiben der Welt nur die unumgänglich nöthige Notiz. Für sie gab es keinen Frühling, keinen Sommer — der Winter war ihre liebste Jahreszeit, weil es sich da am besten lernte, während die schönere Jahreszeit sie doch zuweilen mit Anfechtungen überzog, denen sich schwer widerstehen ließ. Man athmet doch zuweilen gern die frische Frühlingsluft — aber Athmen ist Stillstand im Lernen und zu Hause sitzen noch fünf Geschwister, die der Vater von seinem kargen Gehalt ernähren muß — ist das nicht eine beredte Aufforderung für die gute Tochter, ihn sobald

als möglich von e i n e r Last, von e i n e m Kinde zu befreien?

Und nun war sie fertig mit der Vorbereitung — und wie es früher hieß: „lerne — lerne — lerne“, so wird es jetzt heißen: „wandere — wandere — wandere!“

Ja wandere, du armes Kind eines armen Vaters, wandere von Haus zu Haus, laß dich hin und her schieben, gib deine Selbstständigkeit auf, beuge dich, schmiege dich, ducke dich — iß das bittere Brod der Gouvernante! Iß es unter Thränen, mit dem Zug der Resignation auf deinem bleichen Gesichte, iß es vielleicht dein Lebenlang!

Wohl dir, wenn du in ein Haus kommst, wo man dich menschlich behandelt, wo man Wohlwollen und Herzlichkeit für dich hat, wo dir unverdorbene Geschöpfe in die Hand gegeben werden, nicht Geschöpfe, an welchen Andere bereits gemodelt, dies und das verdorben haben, während du die Verantwortlichkeit übernehmen mußt!

Crescenz kam in ein gutes Haus, als sie zu Binger kam. Der Herr des Hauses behandelte

sie mit Achtung und die Kinder fühlten sich sympathisch zu ihr hingezogen.

Leontine hat sie besonders lieb — sie nimmt sich jeden Abend vor, recht zeitig aufzustehen, um früher zum Lernen zu kommen, als ihr Brüderchen. Und so fest prägt sie sich den Vorsatz ein, daß es ihr im Traume vorkommt, sie lerne mit der Gouvernante französisch und daß sie die französischen Worte, die ihr bereits geläufig sind, halblaut im Schlafe hinmurmelt und sich zuletzt, sobald es hell geworden, mit einem leise hingehauchten la bouche — la tête — le père — la mère aus dem Bettchen erhebt. Aber das la mère lockt ihr auch schon die Thränen in die Augen — sie schluchzt leise, denn sie erinnert sich mit Schmerz an die schönen Tage, wo sie, wenn sie früh erwachte, noch ein wenig zur Mama in's Bettchen kommen durfte — ach und wo war jetzt Mama?

Schluchzend entsteigt sie dem Bette und zieht sich leise an, damit sie das Brüderchen, welches nebenan schläft, nicht wecke. Auf den Zehen geht sie durch's Zimmer und ihr erster Blick gilt dem Canarienvögelchen, das im gelben Drahtkäfig beim Fenster hängt und noch schläft, das Köpfchen in

die Federn eingehüllt. Sie streckt die kleinen Händchen gefaltet der Gouvernante entgegen, welche die Rouleaux in die Höhe ziehen will, damit es vollständig Licht werde, dies jedoch unterläßt, als sie die flehende Geberde des Kindes wahrnimmt.

„Warum soll ich die Rouleaux unten lassen?“ fragt Crescenz leise.

„Still!“ lispelt Leontine, indem sie mit der Hand auf den Vogel zeigt, „still — er schläft noch!“

Crescenz lächelt, schließt das Mädchen in ihre Arme und küßt es.

Der zweite Blick der Kleinen gilt wieder einem Käfig, in welchem ein kleines, schwarzes Mäuschen sitzt.

Es hat eine eigene Bewandtniß mit diesem Mäuschen. Als Leontine einmal mit ihrem Brüderchen einen Spaziergang machte, kam sie gerade dazu, wie Leute auf eine Maus Jagd machten, die sich aus einem Hause auf die Straße flüchtete und hier einem Manne in die Hände lief, der mit ihr kurzen Proceß machen und sie in den Canal werfen wollte. Die beiden Kinder, die

sich fest bei den Händen hielten, tauschten einen ängstlichen Blick mit einander und der kleine Emil ermannte sich zu der Bitte: „Bitte tödten Sie das Thierchen nicht, lieber Mann!“ — „Was soll ich denn mit der Maus anfangen?“ lachte der Mann. „Soll ich sie wohl gar füttern?“ — „Geben Sie sie uns!“ bat Leontine. Und die Kinder holten einen enggegitterten Drahtkäfig, thaten die gerettete Maus darein und trugen sie im Triumphe nach Hause.

Während Leontine mit der Maus spielt, wacht Emil auf und springt mit einem Satze aus dem Bette.

„Crescenz, liebe Crescenz,“ ruft er, indem er sich ankleidet, „nehmen Sie mich zuerst vor! Leontine hat gestern die Erste gelernt!“

„Sie ist aber heute die Erste aufgestanden!“ flüsterte die Gouvernante. „Sie hat das Vorrecht!“

„Sie stellen mich immer zurück — Sie sind ungerecht!“ klagte der Knabe.

Leontine hatte den Finger auf ihre Lippen gelegt und flüsterte:

„Still, Emil, wenn Du so viel und so laut sprechen wirst, weckst Du den Vogel!“

Aber der Vogel brauchte nicht mehr geweckt zu werden. Der war schon auf, wetzte den Schnabel an den Gitterstäbchen und begann allerliebst zu singen.

„Wenn Du mich früher lernen läßt, so darfst Du heute mein Farbenkästchen benutzen!" begann Emil zu unterhandeln. Er wußte, wie gern sein Schwesterchen malte.

Leontine stand unschlüssig da, Emil gab seiner Offerte einen noch kräftigeren Nachdruck, indem er fortfuhr:

„Dann lasse ich Dich auch mit meiner rothen Dinte schreiben — doch nein — das kann ich Dir nicht versprechen — ich habe die rothe Dinte verbraucht!"

„Verbraucht? nicht möglich!" verwunderte sich die Gouvernante. „Da müßtest Du sie nur gestern Abends ausgeschüttet haben, denn Nachmittags hatte ich sie noch in der Hand und das Fläschchen war zur Hälfte voll!"

Emil horchte verwundert auf, eilte zu seinem Tische, griff hastig nach der rothen Dinte und jauchzte freudig auf, als er das Fläschchen wirklich noch zur Hälfte gefüllt fand.

„Was ist das?" fragte er. „Ich weiß, wie

es damit zuging — ich habe gewiß geträumt, daß ich die rothe Dinte ausgeschrieben habe — ja, ja — ich träume oft von der rothen Dinte — und nun ist's nicht wahr — die Dinte ist da — und Du darfst mit ihr schreiben, wenn Du mich vor Dir lernen läßt!"

Leontine dachte noch einen Augenblick nach und sagte dann:

„So lerne denn der Erste — ich werde indessen mit Deiner rothen Dinte einen Brief schreiben!"

„Einen Brief — an wen?" fragte die Gouvernante lächelnd.

„An Mama!" sagte Leontine mit Thränen in den Augen.

Auch Emil traten die Thränen in die Augen, als sein Schwesterchen der Mutter gedachte.

„Dann werde ich noch ein Briefchen schreiben!" fuhr Leontine fort. „Mama kommt vielleicht früher von ihrer langen Reise zurück, wenn wir brav sind und Gutes thun. Ich will also dem armen Wilhelm und der Sophie, von denen wir gestern im Geschichtenbuche lasen, daß es ihnen so schlecht geht, schreiben, sie trösten und ihnen fünf Groschen aus meinem Taschengelde schicken."

Zweites Kapitel.

Irrfahrten.

Während die Kinder so plaudern und mit Schmerz der Mutter gedenken, erinnert sich diese vielleicht auch der geliebten Wesen, die sie verlassen hat . . . auch ihr Herz blutet, aber sie geht den Pfad des Ehrgeizes und blickt mehr vor sich als hinter sich.

Sie ist weit weg von ihren Kindern, von ihrem Manne und es hat sich Alles genau so zugetragen, wie es der letztere vorhergesehen und in dem Gespräche mit seinem Vater im Casino angedeutet hatte.

Die Sehnsucht, die Bühne wieder zu betreten, neue Triumphe zu feiern, Nebenbuhlerinnen, denen sie ein geringeres Talent zutraute und die sie nur vom Glücke getragen glaubte, so lange sie selbst

nicht in Action trat, zu überflügeln, kam eines Tages mit solcher Gewalt über sie, daß sie den letzten Rest einer bis dahin mühevoll behaupteten Besinnung wegfegte und sie zu dem verhängnißvollen Schritt hinriß, der ihren Angehörigen ein so großes Herzeleid zufügen mußte.

Wenn sich Aurelie vierundzwanzig Stunden später, nachdem sie mit ihrer stillen Häuslichkeit gebrochen hatte, über das, was vorgegangen war, hätte Rechenschaft geben sollen, so wäre sie in die größte Verlegenheit gekommen. Sie hatte sich in einer Exaltation befunden, daß sie kaum wußte, was sie that und wie sie es that. Sie erinnerte sich nur daran, daß sie einen Brief an ihren Gemahl geschrieben, in welchem sie ihn mit rührenden Worten um Verzeihung bat, in welchem sie ihn anflehte, mit ihr nicht allzustreng darüber in's Gericht zu gehen, daß sie ihn auf einige Zeit verlasse, um in die Bahnen einer Kunst wieder einzulenken, die sie unwiderstehlich an sich ziehe. Sie müßte, schrieb sie, elend zu Grunde gehen, wenn sie den inneren Kampf, den sie monatelang gekämpft, noch weiter führen sollte — sie hoffe von dem heroischen Schritte,

den sie unternehme, innere Genesung und Versöhnung des Gegensatzes zwischen der Häuslichkeit, der sie momentan den Rücken kehre, und den Anforderungen einer Kunst, welche die Jünger, die sich ihr einmal ergeben, mit unlösbaren Zauberbanden festhält, die, mag man sie auch zerschneiden, doch immer wieder von Neuem zusammenwachsen. Sie theilte ihm mit, wohin sie sich zunächst wenden wolle und versprach ihm, diese Mittheilungen fortzusetzen, wenn sie ihren Aufenthaltsort wechseln sollte; sie bat ihn, sie einige Zeit sich selbst zu überlassen, bis sie wieder die richtige Fühlung gefunden hätte, dann würde sich Alles freundlich lösen.

Sie legte ihm mit rührenden Worten ihre Kinder an's Herz und ging dann hin, die Schlafenden zu küssen . . .

Dann fuhr sie hinaus in die Nacht, tief verschleiert, daß selbst wenn zufällig ein Bekannter im Eilwagen neben sie zu sitzen gekommen wäre, er die stumme, verhüllte Nachbarin kaum erkannt haben würde.

Das erste Ziel der neuen Irrfahrt Aurelien's war Klogen, eine Stadt, die ungefähr zehn Meilen

von Birkenschlag entfernt war. Der Direktor von Klogen hatte vor sechs Jahren, gerade als sie die Bühne verließ, auf ihr Talent reflectirt und ihr sehr vortheilhafte Anerbietungen gemacht, um sie der Bühne von Birkenschlag abwendig zu machen. Da sie nun erfahren hatte, daß das Fach, für welches sie der Direktor des Klogner Theaters in Aussicht genommen hatte, zufällig wieder unbesetzt war, so nahm sie sich vor, sich demselben vorzustellen und ihr Glück zuerst in dem kunstsinnigen Klogen zu versuchen.

Der Direktor war nicht wenig verwundert, die Dame, die er gut verheirathet und in fast glänzenden Verhältnissen wußte, plötzlich vor sich zu sehen, und seine Verwunderung nahm noch zu, als ihm Aurelie ihre Absicht mittheilte, in Klogen aufzutreten.

Er musterte die ehemalige Schauspielerin und fand sie natürlich nicht mehr so schön und frisch, wie sie vor sechs Jahren gewesen, wo er den Birkenschlager Direktor um den Besitz eines so reizenden und talentvollen Mitgliedes beneidet hatte. Aber war auch die Lieblichkeit und mädchenhafte Anmuth geschwunden, hübsch war Aurelie darum

noch immer und an Talent hatte sie vielleicht während des sechsjährigen Pausirens auch keine Einbuße erlitten. Es ließ sich also immer noch ein Gastspiel riskiren.

Aurelie fand daher den Direktor bereit, auf ihre Vorschläge und Bedingungen einzugehen, und nur in sofern etwas reservirt, daß er das von ihr gewünschte Engagement von dem Erfolge des Gastspieles abhängig machte.

Sie fand diese Bedingung lächerlich — sie war überzeugt, daß sie gefallen mußte, wie sie vor sechs Jahren gefallen hatte.

Von dieser Zuversicht getragen, spielte sie — spielte anständig, ohne das Publikum erwärmen, hinreißen zu können. Das Zündende der Jugend fehlte eben und das ruhige Familienleben der ersten fünf glücklichen Jahre hatte auch dazu beigetragen, den Funken der Künstlerschaft, der immer gewisser Emotionen wie eines Blasebalgs bedarf, zum Erlöschen zu bringen. Die Berichte der Journale waren der Reflex der kühlen Stimmung des Publikums — wie dieses seine Glossen gemacht hatte, so stimmten auch sie das fatale Lied an von correcten Leistungen, die aber ein

wenig abgeblaßt seien. Ein Recensent war so undelicat, seinem Berichte den ersten Vers aus Uhland's Sängerfluch: Es stand vor alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr — vorzusetzen.

Aurelie war tief verstimmt, der Direktor tröstete und glaubte, daß die weiteren Rollen das Publikum und die Kritik günstiger stimmen würden — aber der erwartete Umschlag ließ auf sich warten. Publikum und Kritik traten nicht aus ihrer Reserve heraus und die Künstlerin konnte es zu nichts mehr als zu einem succès d'estime bringen.

Der Direktor, der noch immer darauf rechnete, daß man sich in Klogen an sie gewöhnen würde, bot ihr eine provisorische Stellung unter Bedingungen an, die ihren Ansprüchen nicht genügen konnten.

Tief gekränkt kehrte sie der undankbaren Stadt, an die sie ihre Kunst verschwendet zu haben glaubte, den Rücken und wandte sich nach Bergen, einer Stadt, wo sie ihre künstlerische Laufbahn begonnen und später einmal im Zenith ihres Glanzes gastirt hatte.

Das Publikum von Bergen würde seinen ehe=

maligen Liebling gewiß mit offenen Armen empfangen und festhalten, davon war sie überzeugt.

Der Direktor empfing sie auch wirklich so, wie sie es erwartet hatte — auch das Publikum brachte ihr eine günstige, wohlwollende Stimmung entgegen — aber nachdem sie gespielt, nachdem man sie gesehen hatte, rümpfte man doch enttäuscht die Nase, und Stimmen wurden laut, die sich dahin aussprachen, daß sie nicht mehr das sei, was sie gewesen, daß äußere Einflüsse den Gang ihrer künstlichen Entwickelung aufgehalten haben mochten. Man ging so weit, ihr zu verstehen zu geben, daß sie vielleicht die freiwillig aufgegebene und nun einmal verlorene künstlerische Position mit einem Schlage wieder gewinnen könnte, wenn sie sich entschlösse, in das ältere Fach überzutreten.

Aurelie schüttelte unwillig mit dem Kopfe, und als der Direktor ihr die Proposition machte, sie in zweiten Rollen zu verwenden, verließ sie entrüstet die Stadt. Zweite Rollen — sie — die einst so gefeierte Vandertrog!

Aber sie mochte gehen wohin sie wollte, es warteten ihrer überall bittere Enttäuschungen!

Da erhielt sie unerwartet einen Brief — der Direktor des Birkenschlager Theaters forderte sie zu einem Gastspiele auf.

Die Gefühle, die Aurelien während der Lectüre dieses Briefes bewegten, lassen sich nicht beschreiben. Man wußte also in Birkenschlag bereits, daß sie wieder Schauspielerin geworden, man wußte von ihrem Aufenthaltsort und gewiß auch von ihren Mißerfolgen — aber man forderte sie doch auf, nach Birkenschlag zu kommen und dort zu spielen. Man rechnete also unfehlbar auf die siegende Gewalt ihres Talentes — das hob ihr Vertrauen zu sich selbst wieder, brachte sie aber zugleich in herben Zwiespalt mit sich selbst.

In Birkenschlag, wo sie einst so sehr gefallen, daß sie der Liebling Aller gewesen, war noch jetzt der beste Boden für sie. Dort kamen ihr allgemeine Sympathien entgegen — aber dort war auch ihre Familie — ihr Mann — wie konnte sie dort auftreten? Sie hatte schon so viel auf die Güte ihres Gemahls gesündigt, daß ihr der Muth zu weiteren Wagnissen fehlte. Binger verzieh ihr vielleicht, daß sie ihn bei

Nacht und Nebel verlassen, um es noch einmal mit der Kunst zu versuchen, er wartete vielleicht in liebevoller Nachsicht, bis sie zurückkehrte — aber daß sie in dem Orte, in welchem er mit seinem Familienleben wurzelte, Komödie spielte, jetzt sie spielte, wo ein Fehlschlag zu den möglichen Dingen gehörte, das hätte er ihr sicherlich nicht verziehen. Wenn sie in Birkenschlag auftrat, so documentirte sie dadurch eine Nichtachtung der Interessen ihres Mannes, die zu einer Katastrophe führen konnte, vor der sie zurückbebte, da sie ihren Mann und ihre Kinder liebte.

Aber auf der andern Seite war der Ruf, der an sie ergangen war, so verlockend — wenn es ihr gelang, die beliebte Hain aus dem Sattel zu heben, die Birkenschlager dahin zu bringen, daß sie sie für die größere Künstlerin erklärten — welch' ein Triumph! Welch' eine glänzende Rehabilitirung nach den Schlappen, die sie erlitten! Und mußten diese Schlappen nicht übertüncht werden durch irgend einen großen Erfolg, wenn sie beim Theater bleiben wollte? Sie mußten reparirt, vergessen gemacht werden und wo konnte

dies besser geschehen als in Birkenschlag? Wenn sie einen Sieg errungen, dann konnte, ja dann wollte sie sogar der Bühne zum zweiten Mal entsagen — dann sollte sie ihre Familie wieder haben!

Aber vorerst mußte sie in Birkenschlag spielen — natürlich mit Genehmigung ihres Mannes, das stand bereits fest. Sie wollte sich die Erlaubniß auf den Knien erwirken, wenn es sein müßte, es duldete sie nicht mehr dort, wo sie war, sie packte ihre Sachen zusammen und setzte sich in den Postwagen.

Sie fuhr Tag und Nacht, um möglichst schnell nach Birkenschlag zu gelangen und sie war nur noch einige Meilen von dem Ziele ihrer Sehnsucht entfernt, als zwei Herren den Eilwagen bestiegen. Sie schienen gute Bekannte zu sein und nahmen weder von ihr, die tief verschleiert in einer Ecke des Wagens lehnte, noch von der übrigen Reisegesellschaft Notiz, sondern unterhielten sich nur mit einander.

Sie sprachen über dies und das und zuletzt über das Theater.

„Ich wäre vielleicht nicht nach Birkenschlag

gefahren," sagte der Eine, ein junger Mann, „wenn das dortige Theater in der nächsten Zeit nicht ganz besondere Dinge in Aussicht stellte. Ich bin ein großer Theaterfreund und aus der Einöde meines Landsitzes treibt es mich von Zeit zu Zeit nach der Stadt, wenn dort etwas los ist im Theater!"

„Was ist in Birkenschlag aber los?" fragte der Andere neugierig.

„Als ich vor sechs, sieben Jahren noch in Birkenschlag selbst lebte, war dort eine sehr beliebte Schauspielerin, eine gewisse Vandertrog!"

Aurelie horchte gespannt — was wird nun kommen? dachte sie.

„Ich erinnere mich auf das Mädchen!" bemerkte der Andere. „Es war eine liebliche Blondine mit feurigen Augen — ein Wesen voll Leben und Beweglichkeit — sie verdiente es, daß man ihr gut war, denn sie war auch außer der Bühne ein solides Geschöpf!"

Der Andere nickte zustimmend mit dem Kopfe und sagte:

„Sie hat auch eine vortreffliche Parthie gemacht! Die Ehe versprach eine sehr glückliche

zu werden und war es auch vier, fünf Jahre; da trat bei der jungen Frau eine plötzliche Wandlung ein. Eine unbezwingbare Liebe zum Theater ergriff sie, und mit einem Male spielt sie wieder Komödie!"

„Nicht möglich! Aehnliches soll zuweilen vorkommen! Wenn man eine Frau hat, die beim Theater gewesen ist, so muß man sie mit einer chinesischen Mauer umgeben und dafür sorgen, daß das Wort Theater in ihrer Gegenwart gar nicht ausgesprochen wird! Und was sagte ihr Mann zu ihrem Entschluß? Kehrte sie mit seiner Zustimmung zur Bühne zurück?"

„Darüber schwebt ein geheimnißvolles Dunkel! Die Sache wird um so pikanter, als es plötzlich heißt, daß die Vandertrog in Birkenschlag selbst auftreten wird — und zwar schon in den nächsten Tagen!"

„Was Sie sagen! Das ist stark!"

„Man spricht auch viel darüber und Mancher nimmt ihr's übel! So viel Schonung, sagen die Leute, hätte ein ehrenhafter Mann wohl verdient, daß ihn seine Frau nicht an dem Orte, wo er zu Hause ist, der Möglichkeit blamirt zu

werden aussetzt! Denn, wenn die Frau durchfällt, so ist's doch eine Blamage, an welcher auch er participirt."

„Natürlich! An seiner Stelle würde ich auch gegen einen solchen Schritt protestiren! Aber was mag die Frau bestimmt haben, gerade Birkenschlag wieder zum Schauplatz ihrer Thätigkeit zu erwählen?"

„Das ist eine sehr einfache Geschichte! Der Direktor von Birkenschlag will um jeden Preis Geschäfte machen. Es ist fraglich, ob er Direktor bleibt, denn sein Pacht geht in wenigen Monaten zu Ende, der Concurs ist ausgeschrieben und es heißt, daß sich ein Bewerber gemeldet habe, der Aussicht hat, durchzudringen. Da sucht denn der jetzige Direktor noch so viel als möglich aus dem Theater herauszuschlagen, so lange er es hat. Von diesem Standpunkte aus hat er sehr klug gehandelt, wenn er die einst in Birkenschlag so beliebte Vandertrog zu einem Gastspiele einlud. Ob sie nun gefällt oder nicht — der Zudrang zu den Vorstellungen wird ein außerordentlicher sein und es wird sicherlich Geld regnen!"

Wer beschreibt die Gefühle, mit welchen Aurelie dieser Unterhaltung zuhörte? Die Sache hatte so, wie sie dargestellt wurde, viel Glaubliches an sich und die unerwartete Offerte des Birkenschlager Direktors fand so ihre natürliche Erklärung.

Aurelien's Stimmung war eine bei aller Niedergeschlagenheit aufgeregte. Man hielt es also in Birkenschlag selbst für möglich, daß sie nicht mehr gefiel und benutzte sie nur als Spekulationsobjekt.

Sie hatte das Mittel, den geldgierigen Theaterdirektor zu strafen, in den Händen — sie brauchte ihm nur einfach einen Strich durch die Rechnung zu machen und auf das Gastspiel zu verzichten. Aber dann blieb ihr nichts übrig, als gedemüthigt in das Haus ihres Gemahls zurückzukehren. Wohl zog es sie nach den vielen Schlägen, die sie erlitten und unter welchen der eben empfangene den herbsten Beigeschmack hatte, in dieses Haus zurück — wenn sie auf die Stimme ihres Herzens gehört hätte, so würde sie diesem Hause zugeflogen sein, Mann und Kinder in ihre Arme geschlossen und geküßt ha-

ben — aber auf der andern Seite war es doch wieder gar zu niederdrückend, als eine Geknickte zurückzukehren.

Also mit sich selbst im Unklaren, unschlüssig, schwankend, kämpfend, zog sie in Birkenschlag ein und nur der eine Gedanke drängte sich ihr klar auf, daß sie es hätte nie verlassen sollen.

Wohin wollte sie sich wenden? Sollte sie in den Gasthof gehen — da kannte sie jedes Kind. Sollte sie ohne Weiteres ihr Haus betreten, ohne einer gütigen Aufnahme gewiß zu sein? Sollte sie sich an ihren Schwiegervater wenden?

Der letzte Gedanke schien der beste und sie führte ihn aus.

Drittes Kapitel.

Schwiegervater und Schwiegertochter.

Binger senior empfing die Frau seines Sohnes, die sich in ihrer an Verzweiflung gränzenden Rathlosigkeit und Unschlüssigkeit an ihn wandte, mit Wohlwollen. Er war ein kluger Mann und indem er das innere Zerwürfniß, an welchem seine Schwiegertochter krankte, durchschaute, sagte er sich, daß in dem Umstande, daß sie zu ihm gekommen, schon eine Gewähr für den glücklichen Verlauf der Krise liege.

Er war auf den Besuch vorbereitet gewesen, seit er gehört, daß der Direktor des Birkenschlager Theaters Aurelien ein Gastspiel angeboten habe. Lag es doch im Bereiche der Möglichkeit, daß Aurelie den Antrag annahm und nach Birkenschlag kam. Daß sie daselbst aber nicht eigen-

mächtig vorgehen, die Brücke der Verständigung zwischen sich und ihrem Manne nicht dadurch für immer abbrechen würde, daß sie die Birkenschlager Bühne betrat, ohne ihren Mann zu fragen, ob er damit einverstanden sei, davon war er überzeugt. Er hatte überhaupt die beste Meinung von dem Charakter der Schwiegertochter und legte einen milden Maßstab an ihr Vergehen an, indem er die Anschauungen seines Sohnes theilte, daß es sie eben mit unwiderstehlicher Macht, wie eine Manie, gegen welche die Vernunft vergebens ankämpft, erfaßt habe, so daß sie kaum zurechnungsfähig gewesen.

Er hatte auch für den Fall, daß sie sich in ihrer Bedrängniß an ihn wenden würde, seine Entschlüsse gefaßt, die vorderhand für seinen Sohn ein Geheimniß bleiben sollten.

„Sieh da," empfing er die Schwiegertochter lächelnd, „schon zurück! Ei, ei, wir waren auf eine längere Dauer des Ausfluges gefaßt! Aber freilich, die Sachen haben sich auch eigenthümlich gefügt!"

Aurelie glaubte, daß ihr Schwiegervater auf ihre Mißerfolge anspiele, und sagte mehr kleinlaut als verletzt:

„In der That, ich habe wenig Glück gehabt!“

„Das wollte ich nicht sagen!“ meinte Binger gütig. „Unter der eigenthümlichen Wendung verstand ich den Zufall, daß man in Birkenschlag selbst auf Ihr Talent reflectiren würde — darauf waren wir nicht gefaßt!“

„Sie wissen also“ — stammelte Aurelie.

„Was die ganze Stadt weiß — natürlich!“ fiel ihr Binger in die Rede.

„Und weiß auch mein Mann, weiß Ludwig davon?“ flüsterte Aurelie zögernd.

„Ich glaube es wohl, obwohl wir darüber nicht sprachen. Mein Sohn ist seit einiger Zeit sehr verschlossen — verschlossener selbst, als er es in der ersten Zeit Ihrer Abwesenheit war!“

„Ich habe ihm einen großen Kummer bereitet!“ hauchte Aurelie unter Weinen. „Ich werde ihm Vieles abzubitten haben.“

„Das glaube ich selbst,“ sagte Binger ernst. „Nun Sie aber da sind, wird hoffentlich wieder Alles gut werden — Alles in's Geleise kommen. Aber wann wollen Sie auftreten?“

„Soll ich auftreten? darf ich?“ fragte Aurelie

lebhaft, indem sie ihren Schwiegervater mit unbeschreiblicher Spannung ansah. „Was wird Ludwig dazu sagen? Wird er's erlauben? Freilich, ich habe ihn nicht gefragt, ob er es erlaube, als ich dem Drange meines Herzens folgte und zum Theater zurückkehrte — ich weiß überhaupt nicht, ob ich noch ein Recht habe, ihn zu fragen; ob, wenn ich's thue, er mich nicht mit der kalten Antwort abfertigen wird: thue was Dir beliebt!"

„Ich glaube nicht, daß er Ihnen zürnt," sagte Binger. „Ich glaube auch nicht, daß er es Ihnen verwehren wird, Ihrem Drange, eine Kunst, von der Sie sich nun einmal nicht zu trennen vermögen, auch hier werkthätig auszuüben, nachzugeben!"

Eine kurze Pause trat ein.

Binger machte ihr ein Ende, indem er sagte: „Wenn Sie hier spielen, so sind zwei Fälle möglich. Nehmen wir zuerst den ungünstigeren an, der Erfolg entspräche nicht Ihren Erwartungen" —

„Dann nehme ich in Demuth hin, was mein Mann über mich verfügt!" fiel Aurelie ihrem

Schwiegervater mit zitternder Stimme in die Rede. „Wenn er mir dann verzeihen kann, so bin ich die Seine und werde durch verdoppelte Liebe das Unrecht zu sühnen suchen, das ich an ihm und meinen Kindern begangen habe!"

„Dann kann also noch Alles gut werden — aber nehmen wir den andern Fall an — Sie gefallen — was dann — werden Sie auch dann Selbstüberwindung genug besitzen, einer verführerischen Laufbahn zu entsagen, sich wieder ganz Ihrem Gatten, Ihren Kindern zuzuwenden?"

Aurelie sah einen Augenblick unschlüssig vor sich hin — dann sagte sie in bestimmtem Tone:

„Ich würde auch dann mit der Kunst brechen — mich der stillen Häuslichkeit in die Arme werfen!"

„Dann dürfen wir ja das Beste hoffen!" rief Binger freudig und streckte Aurelien beide Hände entgegen. „Dann kamen Sie noch zu guter Stunde, ehe es zu spät war!"

„Zu spät? Sie erschrecken mich!" rief Aurelie in athemloser Bestürzung. „Also zürnt mir Ludwig doch?"

„Nein — aber er liebt seine Kinder!"

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Sie haben diese Kinder sich selbst überlassen!“

„Sehr wahr!“ hauchte Aurelie. „Ich habe mir auch herbe Vorwürfe deswegen gemacht und mich nur damit getröstet, daß Ludwig für das Beste der Kinder gewiß so sorgen wird, als ob ich da wäre — so lange, bis ich wiederkäme!“

„Er hat nach besten Kräften für die Kinder gesorgt — er hat eine Gouvernante in's Haus genommen, welche an den Kindern Mutterstelle vertritt.“

„Eine Gouvernante?“ stammelte Aurelie verwirrt, indem sie Binger scharf fixirte.

„Ein braves, gebildetes Mädchen — die Kinder haben sich an sie gewöhnt und lieben sie — mein Sohn sieht das — er beobachtet wie liebevoll ein fremdes Geschöpf die Kinder behandelt, die von der eigenen Mutter verlassen worden.“

„O halten Sie inne!“ stöhnte Aurelie, indem sie ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckte.

„Ist es ein Wunder,“ fuhr Binger fort, „wenn er sich mit Wohlwollen der Beschützerin seiner Kinder zuwendet?“

Aurelie brachte ihre Hände von den Augen weg und sah Binger starr an.

„Mit einem Wohlwollen,“ setzte dieser hinzu, „welches, ich würde es mir und Ihnen umsonst zu verhehlen suchen, eine Gefahr in sich schließt!“

„Eine Gefahr!“ schrie Aurelie verstört auf. „Eine Gefahr — wie meinen Sie das? Was wollen Sie damit sagen?“

„Vielleicht werden Sie mich jetzt verstehen, wenn ich Ihnen wiederholt andeute, daß es möglicher Weise nicht zu spät ist, daß Sie zu ihm zurückkehren!“

„O mein Gott! er liebt diese Gouvernante?“

„Das sage ich nicht — das weiß ich auch nicht — aber es kommt mir vor, als ob Sie zu guter Stunde gekommen wären! Wird er Sie wieder Ihre Mutterpflichten ausüben sehen, werden Sie ihn mit Ihrer alten Munterkeit und Grazie umgaukeln, dann zweifle ich keinen Augenblick, daß das Interesse, welches er gegenwärtig an der mütterlichen Freundin und Lehrerin seiner Kinder nimmt, schwinden und seine volle Sympathie und Theilnahme sich wieder Ihnen zuwenden wird!“

Aurelie ergriff die Hand ihres Schwiegervaters, drückte sie krampfhaft und sagte:

„Ich verstehe Sie — ich danke Ihnen, daß Sie mich auf die Gefahr aufmerksam gemacht haben — die Schuppen fallen von meinen Augen — ich weiß nun wieder, wohin ich gehöre, wem ich gehöre — gebe der Himmel, daß Sie Recht haben, daß es nicht zu spät ist — lassen Sie mich zu ihm eilen, den ich liebe — er darf mir nicht verloren gehen — er darf nicht — ich weiß es, ich verdiene seinen Besitz nicht mehr — ich verdiene es, daß er sein Herz von mir abwendet — es einer Anderen zuwendet — einer Anderen — entsetzlicher Gedanke. — O ich Thörin, daß ich selbst meinen Himmel aufgab, mein Glück in Gefahr brachte — aber ich will gutmachen, wie ich bereue — seien Sie mein Fürsprecher bei ihm — wenden Sie größeres Unglück von der Familie, von Ihrem Sohne, von meinen Kindern, von mir — führen Sie mich zu ihm — ich will ihm sagen, daß ich ihn nicht mehr verlassen will — ich werfe alles Andere hinter mich — ich bin nicht mehr Schauspielerin — ich betrete die Bühne nicht mehr — nicht hier, nicht anderwärts — nie mehr, ich schwöre es Ihnen zu!“

Aurelie war vor ihrem Schwiegervater in die Knie gesunken und richtete den angstvollen Blick auf ihn.

Er schloß sie in seine Arme und sagte gütig: „Fassen Sie sich — es wird Alles gut werden — schreiben Sie dem Direktor, daß Sie hier aus Rücksicht für Ihre Familie nicht auftreten können — und dann lassen Sie uns zu Ihrem Manne, zu Ihren Kindern gehen.“

Viertes Kapitel.

Die Korinthia.

Zünglein fuhr fort an seiner Popularisirung zu arbeiten. Eines Tages erkundigte er sich bei Jean im grünen Baum, wo die Korinthia tage.

Jean lächelte verschmitzt und sagte:

„Die Korinthia tagt hier und gerade heute — wenn Sie mir folgen wollen, führe ich Sie in das Versammlungslocal.“

Zünglein folgte dem Kellner, der ihn über den Hof und dann über einige Treppen in eine kleine Stube geleitete.

„Hier versammelt sich die Korinthia!“ sagte Jean. „Soll ich Ihnen Ihr Bier heraufbringen?“

„Wann kommen die Herren zusammen?“

„Das hängt davon ab, ob Herr Doctor Chronikus in's Theater muß oder nicht. Hat er einen

freien Abend, so kommt er früher — der andere Herr, der immer freie Zeit hat, kommt Punkt acht. Wir nennen ihn nur den Vaterländischen!"

„Den Vaterländischen?"

„Ja. Er hat einige Erzählungen und Theaterstücke geschrieben und wenn das Wochenblatt auf ihn zu sprechen kommt, so sagt es immer: unser vaterländischer Dichter. Darum heißt er der Vaterländische. Er ist ein guter Herr, der aber wenig trinkt und oft zwei Stunden bei einem Töpfchen Bier sitzt."

„Hat die Korinthia viele Mitglieder?"

Jean zuckte mit den Achseln, lächelte und erwiederte:

„Nicht daß ich wüßte! Ja einmal — einmal soll es anders gewesen sein! Als noch der selige Herr Doctor Goldhaar lebte — der soll die Korinthia gegründet und zusammengehalten haben und ihm zu Liebe kamen viele Leute in dieselbe — so sagten mir die Leute im Hause, denn ich selbst bin erst kurze Zeit hier! Jetzt weiß ich nur von zwei Herren, welche die Korinthia besuchen!"

„Zwei Herren!" entsetzte sich der Photograph.

„Doctor Chronikus ist der Eine — der Vaterländische der Andere."

„Nicht möglich! Wie kann ein Verein sich halten, der nur zwei Mitglieder hat?"

„Die beiden letzten Mitglieder der Korinthia sehen es eben für eine Ehrensache an, den Verein beim Leben zu erhalten. Diesem hohen Zwecke unterordnen sie alle kleinlichen Privatrücksichten und bringen wahrhaft heroische Opfer. Sie müssen nämlich wissen, daß sich Doctor Chronikus und der Vaterländische sehr bitter hassen und kaum mit einander sprechen."

„Sie sagten aber doch vorhin, daß Chronikus den Andern in seinem Blatte immer nur den vaterländischen Dichter nennt? Er spricht also sehr achtungsvoll von ihm?"

„Ja, sehen Sie, das ist dem Vaterländischen Alles zu wenig! Wenn der einmal eine Erzählung geschrieben hat, so sollte das Wochenblatt durch drei, vier Nummern von nichts Anderem, als von dieser Erzählung sprechen! Doctor Chronikus streut dem Vaterländischen viel zu wenig Weihrauch. Darum haßt und verachtet ihn dieser. Hier aber kommen sie zusammen, der Eine sitzt

in dieser, der Andere in jener Ecke, keiner spricht mit dem Andern, jeder trinkt sein Töpfchen Bier und geht wieder!"

„Sonderbar! Höchst sonderbar!" bemerkte Züng-lein, indem er mit dem Kopfe schüttelte. „Und verspürt Niemand in Birkenschlag ein Gelüste, der Korinthia als neues Mitglied beizutreten?" setzte er nach einigem Nachdenken hinzu.

„Es sollen sich einigemal Candidaten gemeldet haben, aber sie wurden allemal hinausballotirt!" erwiederte Jean.

„Hinausballotirt? von nur zwei Mitgliedern? wie ist das möglich? Die Zwei sollten ja froh sein, wenn sie Zuwachs bekämen und jeden mit offenen Armen aufnehmen, der den Verein aus der seltsamen Lage erlöste, auf vier Augen zu stehen!"

„Die Zwei halten eben streng an den Statu-ten des Vereins fest!" entgegnete Jean. „Und diese enthalten einen Paragraph, daß nur derjenige als Mitglied der Korinthia zu betrachten ist, der bei der Ballotage lauter weiße Kugeln erhalten hat. Nun hat es sich bisher immer so getroffen, daß der Candidat, den der Vaterländische vor-

schlug, dem Doctor Chronikus nicht genehm war und ebenso umgekehrt, wenn sich Chronikus für Jemanden interessirte, so gab der Vaterländische ihm sicher die schwarze Kugel und hintertrieb so seine Aufnahme in den Verein.“

„Horch!“ rief Jean, sich selbst plötzlich unterbrechend, „ich glaube, ich höre den Herrn Präsidenten! Ja, das ist sein Räuspern! Ich eile, ihm ein Töpfchen Bier zu besorgen — soll ich Ihnen auch eines mitbringen?“

„Das versteht sich!“

„Ich frage nur, weil ich, wenn ich den Herrn Präsidenten bedient habe, lange nicht heraufkommen dürfte.“

„Warum nicht?“

„Das würde sich rentiren, hier zu lungern!“ rief Jean. „Da bin ich unten im Speisezimmer nothwendiger. Der Vaterländische trinkt eine Stunde an seinem Töpfchen — wenn ich ihm also Licht und Bier gebracht habe, so zeige ich mich nicht früher, bis ich den Herrn Vicepräsidenten kommen sehe. Der versteht sich besser auf das Trinken, hat aber die üble Eigenschaft, daß er immer behauptet, das Bier im Schweinhäusel

sei besser, als das im grünen Baum und er wollte, das Schweinhäusel hätte zwei Gastzimmer, dann hätte er längst den Antrag gestellt, daß sich die Korinthia dort versammeln möchte!“

„Wie die Sachen liegen, würde der Präsident wahrscheinlich gegen den Antrag stimmen!“ lachte Zünglein.

„Wohl möglich!“ stimmte Jean zu.

„Wenn Sie so selten heraufkommen, wie Sie sagen,“ rief Zünglein dem enteilenden Kellner nach, „so bringen Sie mir gleich drei Halbe Bier mit, sonst verdurste ich.“

„Sehr wohl!“ lachte Jean im Verschwinden.

Der Präsident der Korinthia trat ein.

Er war ein bereits bejahrter Herr, der sich mit Grandezza bewegte und den Fremdling mit mißtrauischem Blicke betrachtete.

Zünglein zögerte nicht, sich dem Vaterländischen vorzustellen und that es mit den Worten: „Herr Präsident! Ich bin Photograph und bin nach Birkenschlag gekommen, um mein Album der literarischen Celebritäten des Landes durch einige interessante Physiognomien zu vervollständigen!“

„Da sind Sie an den unrechten Ort gekom-

men, mein Lieber," bemerkte der Vaterländische salbungsvoll. „Hier gedeihen nur Mittelmäßigkeiten. Birkenschlag ist so recht der Boden für die aurea mediocritas!"

„Ich dächte doch, daß eine Stadt, welche das Glück hat, den Herrn Präsidenten zu ihren Bürgern zu zählen —"

„Wer um eine Kopflänge über die Mittelmäßigkeit hinwegragt," fiel der Vaterländische dem Photographen mit einer vornehmen Geberde in die Rede, „der wird nicht verstanden, dem werfen Neid und kleinliche Mißgunst bei jedem seiner Schritte Prügel in den Weg — ich weiß davon zu erzählen, mein Lieber! Da haben Sie z. B. das Birkenschlager Wochenblatt. Hat dasselbe ein Wort der Anerkennung für mich, wenn eines meiner Werke irgendwo aufgeführt wird oder im Drucke erscheint?"

„Nicht möglich! Man wird doch die Werke eines Mannes von so bedeutendem Rufe nicht ignoriren und todtschweigen wollen? Das wäre von einem Localblatt doppelt lächerlich einem Manne gegenüber, dessen Name auswärts überall ein gefeierter ist!"

Der Vaterländische wollte etwas erwiedern, in dem Augenblick trat Doctor Chronikus ein.

Der Vaterländische runzelte die Stirn und warf, indem er das kurze „Guten Abend" des Ankömmlings ebenso bündig beantwortete, einen Blick tiefer Geringschätzung auf Chronikus.

Jean erschien von Neuem, versah Chronikus und Zünglein mit Bier und wollte sich bereits entfernen, als ihm Zünglein nachrief:

„Ich will gleich bezahlen, damit ich mich ungenirt entfernen kann, sobald ich mein Bier ausgetrunken habe. — Wie viele Halbe habe ich, Jean?"

„Vier!"

„Vier Halbe — das Trinken ist ein Laster — ich sage es mir täglich und nehme mir täglich vor, mich zu bessern — aber warum sind die Biere so gut, daß Einem die Umkehr gar so sehr erschwert wird? Es gab einen Dichter, der schrieb ein Buch unter dem Titel: Einkehr und Umkehr. Sonderbares Nebeneinander verschiedenartiger Begriffe — je leichter einem die Gasthäuser die Einkehr machen, desto schwerer ist die Umkehr! Hier ist das Geld, Jean — das Trinken ist ein Laster!"

Zünglein war in einer Viertelstunde mit der Halben, die Jean vor ihn hingesetzt hatte, fertig und empfahl sich von dem Vaterländischen und von Chronikus.

Die beiden Mitglieder der Korinthia blieben allein im Zimmer.

Diesmal war aber glücklicher Weise ein Anknüpfungspunkt zwischen ihnen vorhanden und der Vaterländische brach der Erste das Schweigen.

„Sie haben," sagte er zu Chronikus gewendet, „Sie haben, Herr Vicepräsident, hier einen Künstler gesehen, den sein Beruf nach Birkenschlag geführt hat. Er gedenkt sich hier einige Zeit aufzuhalten und es scheint mir, daß es an uns wäre und wir nur eine einfache Pflicht der Gastfreundschaft ausüben würden, wenn wir ihm den regelmäßigen Zutritt zur Korinthia vermittelten."

Chronikus trank ruhig weiter und überließ es dem Vaterländischen fortzufahren.

„Ich erlaube mir daher vorzuschlagen, daß wir den Herrn, den Sie hier gesehen haben, zum Ehrenmitglied der Korinthia ernennen," sagte der Vaterländische feierlich und setzte hinzu: „Selbst-

verständlich für die Zeit seiner Anwesenheit in Birkenschlag — nach §. 17 der Statuten der Korinthia ist eine solche Ernennung fremder literarischer oder künstlerischer Notabilitäten zulässig."

Noch immer trank Chronikus schweigsam weiter.

„Wollen wir zur Ballotage schreiten?" fragte der Präsident der Korinthia würdevoll.

„Ballotiren wir!" stimmte Chronikus lakonisch zu, erhob sich und holte die Kugeln und den Becher herbei, überreichte den letzteren nebst einer schwarzen und weißen Kugel dem Präsidenten und behielt eine weiße und schwarze Kugel für sich.

Der Vaterländische legte eine weiße Kugel in die Urne. Dann schob er dieselbe dem Vicepräsidenten zu.

Ein Augenblick hochgesteigerter Spannung — feierliche, athemlose Stille — Chronikus ergriff eine weiße Kugel — Triumph — die Korinthia hatte ein drittes Mitglied, wenn dieses auch vorläufig nur ein Ehrenmitglied pro tempore und rata war.

Der Vaterländische übernahm es, dem neuen Mitgliede seine Ernennung im feierlichen Deputationswege mitzutheilen und ihm das Diplom zu überreichen.

